

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798 /
867820
II / 1919 / 1

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Jahrgang
1919
Band 1

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



BÜCHER VON SAMMLUNG

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Bücher der Frau.

Eine Sammlung des Notwendigen, Praktischen
und Schönen für die gebildete Frauenwelt.

Jeder Band fein geb. 6 Mark und bis auf weiteres 10% Teuerungszuschlag.

Erschienen sind bisher:

- Bd. 1 u. 2. **Die Frau, was sie von Körper und Kind wissen muß.** Von Dr. W. Liepmann, Privatdozent an der Kgl. Universität in Berlin, Frauenarzt. 2 Bände. Mit 109 Figuren im Text und 40 teils mehrfarbigen Tafeln.
- Bd. 3. **Wege zur Frauenschönheit.** Von Dr. Robert Hessen. Mit 38 Abbildungen.
- Bd. 4. **Billiges Haushalten.** Zeitgemäßes, Erprobtes und Bewährtes. Von Bernhardine Schulze-Smidt.
- Bd. 5. **Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit.** Von Frau Prof. Dr. Elsbeth Krutenberg-Conze. Mit 39 Abbildungen.
- Bd. 6. **Die gebildete Frau.** Ein Berater für den gesellschaftlichen und geistigen Wirkungs- und Pflichtenkreis. Von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.
- Bd. 7. **Zu Hause und in der Gesellschaft.** Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte. Von Laura Proft.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ ihren

Dreiundvierzigsten Jahrgang,

während der Weltkrieg die höchste Anspannung der Kräfte unseres Volkes im Kampfe um Vaterland und Freiheit fordert und der Entscheidung näher rückt. In dieser schweren Zeit ist

geistige Ablenkung, Stärkung und Erholung

Hunderttausenden doppelt Bedürfnis. Die „Bibliothek“ hat sie bisher gebracht und wird sie auch weiterhin bieten, hat sie sich doch in der Heimat wie draußen bewährt als unerschöpfliche Quelle spannender Unterhaltung und als eine reiche Fundgrube nützlichen Wissens; bis in die Schützengräben vor dem Feinde hat sie ihren Weg gefunden und überall zur Verschönerung der Mußestunden beigetragen, alt und jung Befriedigung und Belehrung vermittelnd. Sie gibt jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zur Anlegung und Fortsetzung einer wirklich gediegenen

Hausbibliothek.

Ist so der reiche und schöne Inhalt der „Bibliothek“ unverändert geblieben, so mußte in bezug auf den Preis leider den unabänderlichen Kriegsfolgen nachgegeben werden, er ist so billig wie möglich, auf

1 Mark 80 Pf. für den Band,

festgesetzt worden. Unsere Leser werden das erklärlich und berechtigt finden, denn sie sind gewöhnt, für alle Dinge das Doppelte und Dreifache oder gar ein Vielfaches als früher zu bezahlen und andererseits auch einzunehmen, wissen also, daß Bücher keine Ausnahme bilden können und eine im Vergleich zu der ungeheuren Verteuerung von Arbeit, Material und Unkosten bescheidene Preissteigerung erfahren mußten. Möchten die Zeitumstände gestatten, bald wieder zu anderen Verhältnissen zurückkehren zu können. Wir bitten unsere Leser, mit uns durchzuhalten und zu beachten, daß die Bibliothekbände immer noch zu den billigsten Büchern zählen und einen viel reicheren bleibenden Genuß gewähren als die meisten in Stunden verrauschenden, viel teureren Vergnügungen.

Der neue Jahrgang wird unter vielem anderen enthalten:

Romane und Erzählungen,

von denen wir einige hier anführen:

Der Stern der Wicklows. Detektivgeschichte von Viktor Helling.
Cesare Luca Pianoris dunkle Künste. Erzählung von Ernst Schorn.

Der Leibarzt. Erzählung von Rudolf Zollinger.

Verstoßen. Erzählung von Hans Reyhing.

Der Senn von der Rosibodenalp. Erzählung von Elisabeth Gotthelf.

Von beliebten Erzählern sind weiterhin gewonnen:

Gräfin Eufemia von Adlersfeld-Bal-
sirem, Siegfried Baste, Mathias
Blank, Emma Haushofer-Merk,
Reinhold Ortmann und andere mehr.

Allgemein verständliche Aufsätze

aus allen Gebieten des Wissens und des prak-
tischen Lebens, Handel und Industrie, Haus-
und Landwirtschaft, Kunst und Handwerk.

Illustrierte Berichte über den Weltkrieg.

Zahlreiche Abbildungen

unter anderem auch hochinteressante Original-
aufnahmen aus naturwissenschaftlichen Ge-
bieten, sowie der Länder- und Völkerkunde.

Die angesehensten Mitarbeiter

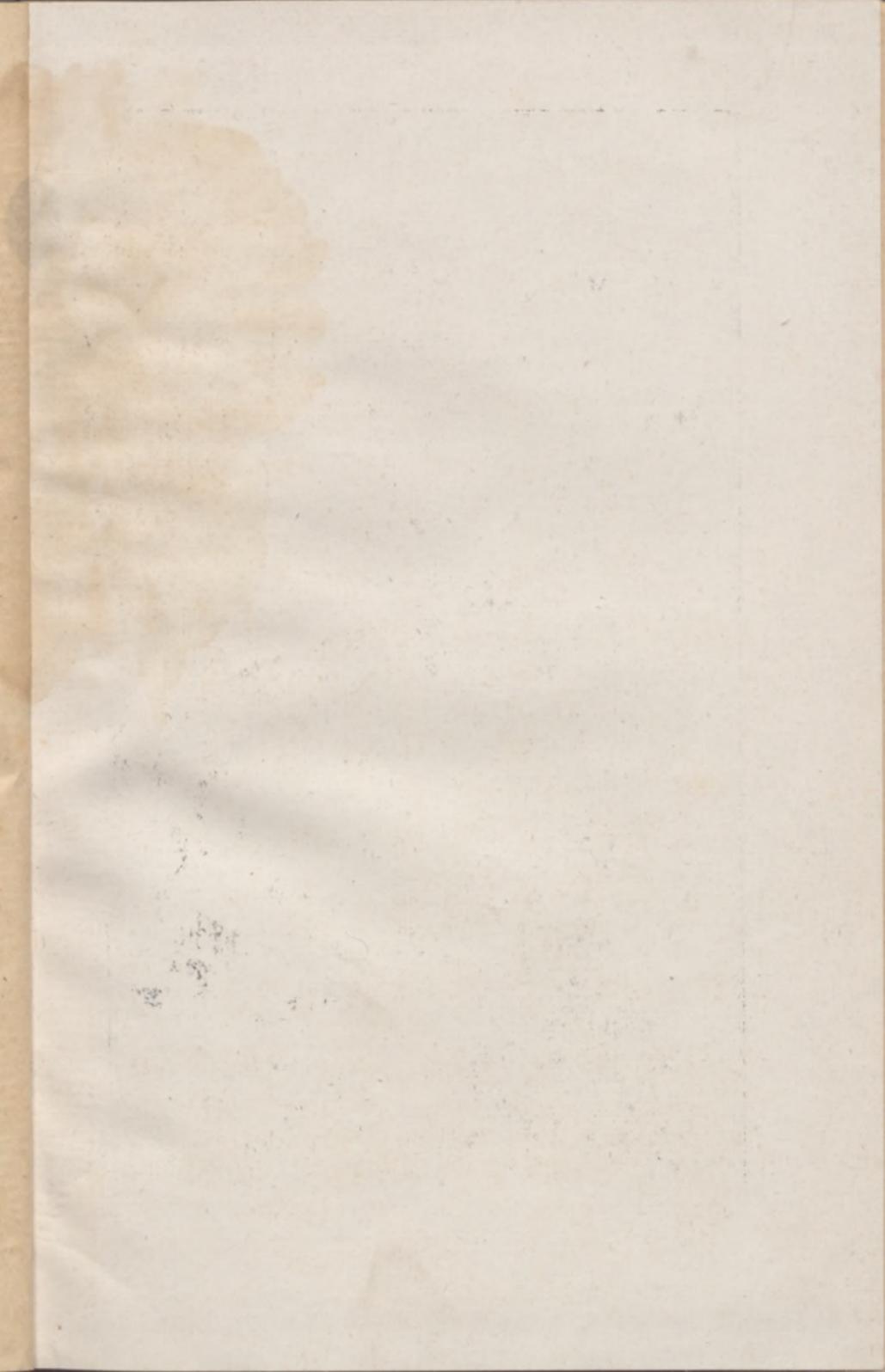
die für alle Gebiete der

Unterhaltung und des Wissens

gewonnen wurden, bürgen dafür, daß der
Inhalt auch dieses Jahrganges abwechslungs-
reich und lebendig gestaltet wird.

Stuttgart.

Die Schriftleitung
und Verlagsbuchhandlung.





Zu der Erzählung „Cesare Luca Pianoris dunkle Künste“
von Ernst Schorn. (S. 30)

Originalzeichnung von L. Berwald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang
* 1919 *

Erster
Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

A. g. XIII.

013798



II

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Cesare Luca Pianoris dunkle Künste Erzählung von Ernst Schorn. Mit Bildern von L. Berwald	5
Der Stern der Widlows Detektivgeschichte von Viktor Helling	50
Iwan der Schreckliche Von Engelbert Wolftrum. Mit 6 Bildern . .	92
Die Entdeckung des Pflanzenleders Von R. H. Francé. Mit 4 Bildern	128
Der Apfelsinenkern Marineskizze von Alfred Manns	138
Deutsche Tauchapparate Von Leonhard Ellrodt. Mit 20 Bildern . .	154
Ignaz Philipp Semmelweis Ein Märtyrer der Medizin. Von Ernst Noris Mit Bild	182
Der Weltkrieg. Einundfünfzigstes Kapitel Mit 8 Bildern	190
Mannigfaltiges „Der Welt Wagen und Pflug ist nur Lug und Betrug“	204
Altweibersommer	208

	Seite
Unwillkommene Mahnung	210
Die „Scham“ vor der Schwiegermutter. Mit Bild	210
Der Seemann und das Wetter	212
Peter Rosegger †. Mit 2 Bildern	214
Hand aufs Herz und — gelogen	218
Schwüle Stunden	218
Folgen der Verhimmelung	219
Bereinigungen zur Erleichterung des Eheschließens	220
Aus der vierten Dimension der Geister	221
Ein Naturwunder	222
Die Hirsche und der Tabak	223
Grausamkeit in der Küche	223
„Um Gottes willen“	224



Cesare Luca Pianoris dunkle Künste

Erzählung von Ernst Schorn

Mit Bildern von E. Berwald

Im Vorraum des Gemaches, in dem seit Tagen der Großnichte des französischen Kardinals Richelieu, der jugendliche Herzog Louis Francois, fiebernd und ohne Bewußtsein lag, standen die Leibärzte des tödlich Erkrankten. Mit sorgendurchfurchten Stirnen lauschten sie auf jeden Ton, der durch die halbboffene Thür zu ihnen herausdrang; deutlich vernahmen sie zwischen qualvollen Schmerzenslauten einzelne jäh hervorgestoßene Worte. Sie achteten nicht auf den Diener, der nach ihrem Geheiß, vor dem Kamin kniend, glimmende Holzkohlen auf ein silbernes Räuchergerät häufte. Jean Raffet streute Pulver, das er einer runden, roten Schachtel entnahm, auf die in der Pfanne glühenden Kohlen und schwenkte sie vorsichtig hin und her. Bläulicher Rauch schwelte auf, und süßlich-stickiger Duft erfüllte die Luft. Leise öffnete der Diener die Hälfte der hohen, weißen, mit versilbertem Schnitzwerk geschmückten Flügeltüre und begann das Krankenzimmer zu durchräuchern, in dem der Fiebernde sich auf dem mit gelben Damastvorhängen nahezu geschlossenen breiten Bett unftet bewegte.

Doktor Marcel Girac trat näher an den mit verkiffenen Lippen düster sinnenden Arzt heran und flüsterte ihm zu: „Was denken Sie, Saussure, halten Sie es für ratsam und geboten, den Herzog noch einmal zur Alder zu lassen?“ Saussure wich dem Blick des Fragenden aus; er schaute nach der gemalten Decke, auf der in buntem Gewimmel halbnackte Gestalten in weitgebauschten Gewändern sich auf rosig angehauchten Wolken tummelten; seine Augen hafteten auf einer buntfarbigen Gruppe, die sich mit emporgerichteten

Gefichtern und Händen einer herabschwebenden Pallas Athene zuwendete. Saussure zuckte die Achseln: „Die Götter mögen wissen, was noch zu tun oder zu lassen ist. Wir Sterbliche dürfen diesmal kaum mehr zu hoffen wagen, ihnen mit Glück in den Arm zu fallen. Es steht schlimm, sehr schlimm, mein lieber Girac, und wir beide werden wenig Ehre gewinnen mit unserer Kunst.“ Girac unterdrückte einen Seufzer: „Man sagt, Herzog Louis habe das Temperament seines verstorbenen Großoheims, des Kardinals. Ich finde, daß dies nicht wahr ist; wir würden ihn retten, wenn es so wäre. Der Cardinal war ein Choleriker, das Blut seines Neffen ist erfüllt von verdorbenen melancholischen Säften. Ich fürchte, Sie werden recht behalten, daß unser Können zu Ende ist. Nur ein Wunder könnte ihn retten.“

Jean Raffet mußte die letzten Worte gehört haben; lautlos war er, aus dem Krankenzimmer kommend, vor den Kamin getreten und stocherte mit dem Spizhaken in der Glut. Die Ärzte sahen ihm schweigend zu und horchten erneut auf die schrillen Rufe des Kranken, den wilde Fiebergesichte beunruhigten. Laut schrie er: „Fort, weg damit! Ich will nicht! — Nein! Zu mir her, faßt an, greift zu!“ — Schwer Athem holend seufzte er hart auf und wälzte sich auf dem heißen Pfühl. Die Lippen Saussures wurden schmal, seine wohlgepflegte Hand nestelte unruhig an dem zarten Spitzengewebe seiner Hemdbrust; er rief dem Diener zu: „Jean! Ihr wißt, was in den nächsten Stunden geschehen muß. Ich werde im Haus bleiben, um im Notfall zur Hand zu sein.“ An Girac sich wendend, sagte er höflich: „Ich bitte, ruhen Sie für diese Nacht; morgen wird es nötig sein, daß Sie wachen.“

Im Augenblick, als Girac sich verbogte, wurde die Thür geöffnet; ein Diener kam mit brennender Kerze herein und zündete die Wachskerzen an, die in großen goldenen Leuchtern auf dem Kaminsims steckten. Gleich darauf verließen, von ihm geleitet, die Ärzte das im Zwielficht dämmernde hohe Gemach.

Jean Raffet war in die tiefe Fensternische getreten und überblickte suchend den weiten leeren Hofraum; als er einen der ältesten Diener aus dem Haus gehen sah, pochte er an die Scheibe und winkte den Mann zu sich. Als kurz darauf der alte Jacques Moulin erschien, war Jean entschlossen zu handeln; die Äußerung Giracs trieb ihn dazu an. Seht, da er wußte, wie hoffnungslos man das Leiden seines Herrn ansah, mußte etwas geschehen, um ihn zu retten, ehe es zu spät war. Jacques Moulin kauerte in einem der hochlehnigen Stühle, und beobachtete durch die nun völlig zurückgeschlagenen Flügelthüren den Fiebernden, vor dessen Bett Jean die Kerzen angesteckt hatte, ehe er gegangen war, um Hilfe zu suchen.

In dem Winkelwerk alter Häuser und Höfe, die hinter der Kirche zu unserer lieben Frau lagen, suchte Jean Raffet nach einem Italiener, der seit einigen Wochen in Paris lebte und als einer jener fremden Heilkünstler galt, deren übernatürliche Kräfte da erst wirksam wurden, wo alles Wissen und Können der Ärzte in Ohnmacht endete. Man erzählte sich, daß der Fremde selbst seine Heilmittel auf geheimnisvolle Art zu bereiten verstand, daß er unheilbare Krankheiten besprechen und Leben und Tod aus den Linien der Hand zu erkennen vermöge. Als Jean Raffet nach lange vergeblichem Bemühen in eines der letzten niederen Häuser

eintrat, begegnete ihm eine hohe, schwächliche Gestalt mit dunklen Augen, die mit einer Laterne die schmale Treppe herabkam. Als ihm Raffet zurief: „Seid Ihr Cesare Pianori?“ stellte der noch jugendlich bewegliche Mann das Licht auf den Stiegenpfosten, verharrte einen Augenblick schweigend und schaute den Fremden prüfend an. Ohne Antwort abzuwarten, begann Raffet: „Folgt mir zum Herzog von Richelieu! Um aller Heiligen willen bitte ich Euch, rettet einen Sterbenden. Die Ärzte gaben ihn auf; Ihr könnt ihm helfen, und Euer Lohn wird weit größer sein als Ihr fordern werdet.“

Der Italiener ergriff die Laterne; an Raffet vorübergehend, steckte er einen Schlüssel ins Schloß, öffnete eine Lüre im Gang und forderte den Diener des Herzogs, dessen Gesicht er scharf musterte, zum Eintreten auf. Raffet erblickte im ungewissen Schein der Kerze eine Menge Töpfe, Flaschen und seltsam geformte Gläser; ein durchdringendes Gemisch von Gerüchen erinnerte ihn an die Buden der Kräuterhändler und die Luft der Apotheken.

„Könnt Ihr mir sagen, was Euerem Herrn fehlt?“ fragte Pianori.

„Das weiß ich so wenig wie seine Doktoren. Ich hörte nur, daß sie keine Hoffnung haben, ihn am Leben zu erhalten.“

„Wißt Ihr, wie es begann, als ihn die Krankheit befiel?“

„Vor acht Tagen brachte man ihn abends in einer Sänfte halb tot nach Hause. In Gesellschaft war er ohnmächtig vom Stuhl gestürzt. Nichts geschah vorher, auch hörte ihn bis dahin kein Mensch jemals klagen; von Kindheit an war er immer gesund gewesen.“

„Wie alt ist der Herzog?“

„In vier Monaten wird er seinen sechsundzwanzigsten Geburtstag feiern. Aber wenn Ihr ihn jetzt sehen würdet, müßtet Ihr glauben, er sei ein alter Mann, so sehr ist er in wenigen Tagen vom Fleisch gefallen. Bleich wie der Tod liegt er seit einer Woche im Bett, seine Glieder sind wie gelähmt, und das Fieber wird ihn aufzehren. Bis zur Stunde hörte kein Mensch ein vernünftiges Wort von ihm. Zuerst dachte man, Gift sei ihm gegeben worden, aber die Doktoren glauben daran nun nicht mehr.“

„Wer schickte Euch hierher?“ fragte Pianori mißtrauisch.

„Niemand. Ich kam zu Euch, weil ich glaube, daß Ihr mehr vermögt als die Ärzte.“

„Wer erzählte Euch das. Ich muß es wissen, ehe ich Euch auch nur einen Schritt aus dem Haus folge.“

„Von der Bäckerin Eugenie Thibout hörte ich es. Ihr habt ihren Mann von einem Ausschlag geheilt. Die Bäckerin ist meine Schwester; ich weiß, daß Ihr Euer Brot bei ihr kauft.“

Cesare Pianori schien zufrieden und begann aus verschiedenen Gefäßen vorsichtig zählend einzelne Tropfen in eine fingerlange, dünne Phiole zu sammeln. Als sie bis zum Halse gefüllt war, hielt er die golden schimmernde Flüssigkeit gegen das Licht, verschloß das Glas und steckte es in die Tasche. Inzwischen betrachtete Raffet mit heimlicher Scheu wunderbar gestaltete Geschöpfe, die an erleuchteten Stellen zwischen tiefen Schatten, die das Gerüst der Laterne an die Decke warf, an Stricken herabhängen. Pianori, dem keine Bewegung entging, schien mit seinen Vorbereitungen fertig und erklärte sich bereit, den kranken Herzog aufzusuchen.

Auf der Straße wünschte der Italiener an dem Hause der Bäckerin Thibout vorüberzugehen, nachdem er vorher zu erfahren gesucht, wie lange Raffet seine Schwester nicht gesehen habe.

Am winterlichen Himmel funkelten die Sterne, der Wind wehte feine Schneekristalle von den Dächern; von weitem schimmerte rötliches Licht aus dem Bäckerladen. Cesare Pianori ging darauf zu und klopfte an das Fenster. Eugenie Thibout schob einen Teil des Rahmenwerks hoch und schaute heraus. Ihren Bruder erblickend, rief sie ihn beim Namen und fragte, was er von ihr wolle. Ehe er antworten konnte, erklärte Pianori: „Sie sollen nur wissen, daß ich mit Ihrem Bruder zu seinem erkrankten Herrn gehen werde.“

„Zum Herzog Richelieu? Was fehlt ihm, Jean?“

„Bald werden wir es sehen, Mutter Thibout,“ sagte der Italiener, nun erst beruhigt, und eilte mit Jean Raffet, der seiner Schwester noch ein paar Worte zurief, über die Straße.

Schon im Vorraum hörte Pianori den Fiebernden laut stöhnen. Er trat vor das Bett und erblickte ein wachsbleiches, verzerrtes Gesicht, das sich kaum von dem Kissen abhob; die rechte Hand hing schlaff über das seidene Polster; auf der entblößten, feucht schimmernden Brust glänzte ein goldenes Amulett an einem zarten Kettchen. Der Italiener löste das Schmuckstück von dem in jähem Atem geblähten Hals und brachte das mattschimmernde Metall dem Schein der Kerze nahe, um die darauf eingegrabenen Zeichen zu erkennen. „Wir haben Glück,“ raunte er dem Diener zu, der neben ihm stand, „hier ist der Stand der Gestirne ver-



zeichnet, wie sie zur Geburtsstunde des Herzogs am Himmel vereinigt waren.“

Nach einer Weile sagte er: „Die Doktoren sind Narren! Der Herzog wird alt werden wie Methusalem. Seine Zeit wird spät und dann im Zeichen des Löwen in Sommers Mitte um sein. Niemals aber wird er im Winter sterben; aber Saturn, der im Dezember regiert, will ihm übel. Die Gewalt des grimmen Planeten wird bald zu Ende gehen; es war die stärkste Zeit seiner Macht über das Leben des Herzogs. Erst in dreißig Jahren wird das unheilvolle Gestirn wieder Einfluß über ihn gewinnen, aber nicht so gefährvoll als in diesen vergangenen Tagen.“ Pianori reichte dem Diener das Amulett: „hängt es Euerem Herrn um,“ befahl er kurz.

Als Jean Raffet vom Bett zurücktrat, in dem der Herzog noch immer stoßweise atmend lag, fragte der Italiener: „Nach welcher Richtung des Himmels liegt dies Gemach?“

„Genau kann ich's nicht sagen.“

„Zieht den Vorhang zurück und öffnet das Fenster.“

Der Diener zögerte: „Glaubt Ihr nicht, die nächtlichen Dünste könnten verderblich auf den Kranken wirken.“

Der Italiener lachte verächtlich: „Die gelehrten Doktoren glauben daran, wie sie an so viele Märchen glauben. Der Gestank ihres Räucherwerks, der unsinnigen Tränke, Latwergen und Salben verpestet die Luft. Tut, was ich Euch geheißsen.“

Indes Jean Raffet den schweren Brokat zurückzog und das Fenster entriegelte, war Pianori an das Bett getreten und träufelte aus der Phiole, die den golden schimmernden Trank enthielt, Tropfen um Tropfen

zwischen die halbgeöffneten Lippen des jungen Mannes. Er faßte des Herzogs willenlos herabhängende Hand und rief: „Bringt das Licht hierher.“

Neben ihm stehend, hielt der Diener den Leuchter und beobachtete den Welschen, der das Liniengewirr der Handfläche achtsam beschaute und wiederholt murmelte: „Seltsam! seltsam. — Ein Mirakel! Nie sah ich solche Übereinstimmung aller Stellungen der Sterne der Geburt mit den Schicksalszeichen einer Hand. Nur im ersten Viertel kreuzen unheil drohende Furchen die Lebenslinie, die weiterhin ohne alle Verwirrung verläuft. Langes Dasein, Glück und große Macht ist dem Herzog beschieden; er wird bald genesen, und kein körperliches Siechtum wird ihn mehr befallen.“

Er legte die Hand des Kranken auf die Polster und schlug die seidene Decke über der Brust des leise Erschauern den zusammen. Von neuem neigte er die bleichen Lippen mit der Flüssigkeit aus der Phiole. Dann trat er vor das offene Fenster und schaute nach dem Stand der Gestirne. Uebermals vor dem Bett stehend, betrachtete er den Fiebernden lange; in sich selbst versunken, sagte er: „Wie der übelwillige Saturn zu Fall kommt und aus dem Hause seiner Erhöhung und unheil dräuenden Macht, dem Wassermann, herabsinkt, so wird das zehrende Leiden diesen Leib verlassen. Merkurius muß noch in dieser Nacht den fünfzehnten Grad seiner Erhöhung in seinem eigenen Haus, den Zwillingen, erreichen. Klar sollen dann die Sinne wieder sein, die jetzt noch gebunden sind; Jupiter, der gütige Stern des Lebens, der Freund und gütige Vater alles Aftmenden, steht günstig. Venus wird aufsteigen zur vollen Stärke im Zeichen des Stieres; Luna muß sich Merkur gesellen, dann ist Saturns Einstrahlung zu

Ende, und Mars, der das Blut erhitzt, wird ohnmächtig sein.“ Traumverloren, doch mit lauterer Stimme sprach Pianori weiter: „So gewiß die obere Welt die untere regiert, so sicher wirken die Sterne auf alle weltlichen Creaturen; Veränderung und Verwandlung aller Geschöpfe geschieht durch den Einfluß der himmlischen Gestirne, denen Macht über alle Dinge gegeben ist zu ihrer Stunde, die sie verlieren, wenn ihre Zeit um ist.“

Verwirrt durch die ihm unverständlichen Worte und den scharfen Blick Pianoris, erschrak Jean Raffet und bekreuzte sich. Der Italiener schien es nicht zu gewahren; er reichte dem Diener die Phiole: „Nehmt dies Glas, achtet genau auf die Stunde und flößt, ehe sie verrinnt, dem Kranken zweimal sieben Tropfen ein. Bei der Madonna! Kein Wort komme über Euere Lippen, daß ich hier war; nur der Herzog allein darf es erfahren. Wenn keiner der Doktoren bei dem Kranken sein wird, schickt nach mir. Erst wenn die Besinnung zurückkehrt, nicht eher, soll man mich rufen. Schließt das Fenster und bringt mich aus dem Hause.“

Befangen schritt Jean Raffet dem Welschen voraus; wortlos geleitete er ihn zur kleinen Pforte, durch die er mit ihm gekommen war. Er sah die hohe Gestalt aufrecht und eilig dahingehen und im Dunkel der nächtlich stillen Gasse verschwinden.

Die Nacht verging ruhig, und gegen Morgen schlief der Herzog so tief, daß der Diener fürchtete, er sei für immer entschlummert. Der Leibarzt Saussure schien betroffen, als er den Kranken gleichmäßig atmend fand; auch Marcel Girac vermochte die Wandlung nicht zu fassen. Die Ärzte einigten sich, für die nächsten Stunden

nichts anzuordnen und verließen bald darauf das Haus. Raumben waren sie in Sänten weggetragen worden, da brachte die Bäckerin Thibout ihrem Bruder ein Fläschchen, gefüllt mit rötlicher Flüssigkeit. Cesare Pianori habe ihr zu sagen geboten, es enthielte ein Arcanum von wunderbarer, geheimnisvoll wirkender Kraft, das dem Herzog erst gegeben werden dürfe, wenn er erwache. Nichts aber solle er ihm mehr reichen, was von den Doktoren gewünscht werde, sonst sei der Kranke verloren.

Es begann zu dämmern. Jean Raffet legte Holz auf das Feuer im Kamin, zündete die Kerzen an und setzte sich in einen der gepolsterten hohen Stühle, um zu ruhen. Die beiden geleerten Phiolen klirrten in seiner Tasche als er ihr einen Rosenkranz entnahm, um zu beten. Seine Lippen, die letzten Worte murmelnd, bewegten sich noch leise, da erhob sich der Herzog in den Kissen; die wachsbleichen Hände tasteten matt und hilflos auf der Decke, seine übernatürlich großen Augen nach dem Diener richtend, rief er ihn beim Namen.

„Gnädigster Herr, Ihr habt lange geruht . . .“

„Ja, ich fühle mich besser. Es war schlimm, aber nun wird es wieder gut werden. — Gib mir zu trinken.“

Der Diener goß Wasser aus einer Karaffe in ein Glas und reichte es dem Herzog, der es hastig leerte und zurücksinkend aufatmete. Die Zeit für Pianori war nun gekommen, und Jean Raffet begann zu erzählen, daß er in seiner Angst den Fremden ins Haus gebracht, dem der Herr das Leben verdanke.

Nach einer Stunde stand Cesare Luca Pianori vor dem Bett des Herzogs; er brachte eine scharf riechende, kühlende Essenz mit und rieb Stirne und Brust des jungen Mannes damit ein, der sich erfrischt, bald kräftig

genug fühlte, mit dem Italiener ein langes Gespräch über verborgene Weisheit und geheime Künste zu führen. Als ihm der Herzog, als erstes Zeichen seines Dankes, einen kostbaren Ring bot, lehnte Pianori bescheiden jedes Geschenk ab und beharrte darauf, nichts anzunehmen; er wies alles zurück und bat nur um die Gunst, im Hause des Herzogs zwei bescheidene Räume bewohnen zu dürfen, in denen ihm erlaubt sein möge, still und jederzeit offen vor des Gönners Augen seine Arbeiten zu verrichten. Glücklicherweise, den Ketter seines Lebens künftig so nahe zu wissen, gebot der Herzog, Jean Raffet solle dafür sorgen, daß alle Wünsche Pianoris erfüllt würden, und reichte ihm die Hand, die der Italiener, sich verabschiedend, mit den Lippen berührte.

In den nächsten Monaten, seit der Herzog genesen war, verging kaum ein Tag, an dem er sich nicht in dem Gartenhäuschen einfand, um mit Cesare Pianori lange Gespräche zu führen und seine Arbeiten am Feuerherd und in den Retorten zu verfolgen; der Italiener war nach seinen Worten nahe daran, das große Naturgeheimnis der Umbildung der Metalle zu entschleiern und große Mengen Silbers in Gold zu verwandeln. Bis zur Stunde war es ihm nur mit geringen Massen gelungen, denn noch standen die Gestirne zu den letzten gewaltigen Entfaltungen der magischen Kräfte ungünstig. Im August, wenn die Sonne im Sternbild des Löwen erhöht steht, würden sich auch alle anderen Planeten so konstellieren, daß ein Mißlingen unmöglich sei. Seit einer Woche bemühte sich Cesare Pianori, Erde, die aus dem Kirchhof Saint Innocent geholt worden war, zu seinen Versuchen zu

benützen; von französischen Alchimisten war ihm gesagt worden, daß die in jenem Friedhof bestatteten Leichen in sieben Tagen völlig verwesten, und er hoffte, daß ein aus so geheimnisvollem Stoffe gebranntes Pulver Wunder wirken müsse. In einem mit dicker Lehm- und Schlammmasse umhüllten Kolbenglase, unter dem seit siebenzig Stunden die Glut nicht erloschen war, ging die Umbildung der Erde ihrer Vollendung zu einem magischen Pulver entgegen. Der Herzog sollte zugegen sein, wenn die Form zerschlagen wurde, und Pianori wartete auf das verabredete Zeichen, das ihm die Ankunft seines Gönners verkündete. Keine andere Helligkeit als ein schmaler Lichtstreif des in dieser Nacht voll werdenden Mondes erhellte die Arbeitsstätte des Alchimisten. Keinen Augenblick länger durfte nun gezögert werden, die Lehmform zu zerbrechen, denn nichts war für das Gelingen des Versuches mehr zu fürchten als das wieder abnehmende Licht des Mondes. Ungeduldig trat der Alchimist zum Fenster. Ein Schatten glitt über den hellen Kies; des Herzogs Gestalt folgte ihm, und das Zeichen erklang. Pianori öffnete die Tür und verständigte den jungen Mann durch eine Gebärde, er möge schweigen.

Bei verschlossener Tür begann der Italiener vorsichtig die Lehmfugen mit einem Meißel zu lockern. Ab und zu spähte er nach einer Sanduhr und beobachtete das langsame Verrinnen des letzten Viertels jener siebenzig Stunden. Mit einem Ruck riß er die glühend heiße Hülle von dem Glase ab. Der Herzog unterdrückte einen Aufschrei, bekreuzte sich; zitternd trat er vom Herd zurück. In dem Glase erblickte er eine spannenlange, weiß glühende, leuchtende, menschlich gebildete Gestalt, über und über mit blutigen Striemen

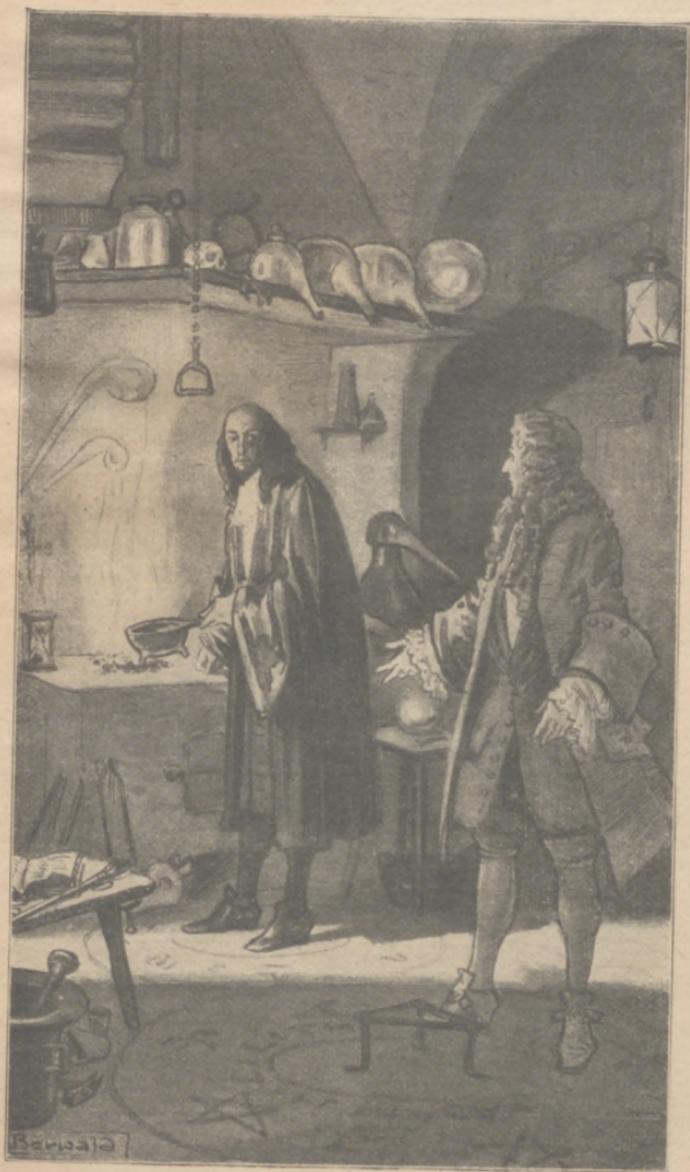


bedeckt. Flink entleerte Pianori ein großes Gefäß, das mit heißem Sand gefüllt war, über die Retorte. Halb- laut murmelte er dem Herzog unverständliche kabbalistische Formeln zu. Dann sagte er laut: „Gnädigster Herr. Alle Geister sind uns geneigt und dienstbar. Morgen um Mitternacht wird Gold in unseren Händen sein.“

Der Alchimist ergriff ein dreibeiniges Gestell, dessen Mischung aus den sieben Metallen der Planeten gebildet war, und stellte es in die Mitte des Gemaches. Dann faßte er einen aus den gleichen Verbindungen gegossenen Stab und zog mit einer Kohle, die an dem gabelförmigen Ende des Beschwörungswerkzeugs befestigt war, einen Kreis um die Stelle, an der sich der Herzog, vor dem Dreifuß stehend, befand, und beschrieb den inneren Rand mit zauberkräftigen Tentakeln. Einen zweiten daran anstoßenden Kreis zeichnete er vor den Herd und malte andere Figuren hinein. Den an der Decke befestigten Blasbalg ziehend, entflammte er die Glut. Er warf Kohlen in das Feuer und reichte dem Herzog einen noch ungebrauchten Schmelztiegel, den er ihm auf den Dreifuß zu stellen befahl; dann goß er Wasser in ein mit trockenem Gips gefülltes Gefäß und stellte es zusammen mit einer kleinen Kelle in den Kreis zu den Füßen Richelieus, den er fragte: „Gnädigster Herr, tragen Sie Silbermünzen bei sich?“

Als der Herzog, seine Börse ziehend, bejahte, rief Cesare Pianori ihm zu: „Füllen Sie das Schmelzgerät zur Hälfte mit Silber und stellen Sie es auf den Dreifuß.“

Nachdem dies geschehen war, reichte der Alchimist seinem durch die räthelhafte Erscheinung in der Retorte noch immer erregten und befangenen Gönner ein mit



Quecksilber gefülltes Glas: „Gießen Sie Mercurius, den Samen aller Metalle, auf das Silber; auch die zweite Materie aller Stoffe, den Schwefel, vergessen Sie nicht. Ist dies getan, so fügen Sie drei Körnchen des roten Pulvers, des lapis philosophorum, des Steins der Weisen, die materia prima, die ich Ihnen reiche, hinzu. Es geschehe im Namen des Dreimalgroßen, des Hermes trismegistos.“

Der Italiener achtete genau auf jede Handverrichtung des Herzogs. Als alles nach Wunsch geschehen war, rief er: „Schließen Sie den Deckel des Schmelzgerätes und beeilen Sie sich, solange die Gipsmasse noch breiig ist, einen dicken Mantel daraus um den Ziegel zu formen, wie ich es Ihnen neulich zeigte. Drücken Sie dreimal das Siegel Ihres Ringes in die weiche Masse.“ Als auch das geschehen war, flüsterte Pianori: „Knien Sie nach Sonnenaufgang gerichtet nieder, sprechen Sie leise die Formel, die ich Ihnen lehrte.“

Auch der Italiener warf sich auf die Knie und berührte gleich dem Herzog mit der Stirn den Boden. Kaum traten die letzten Worte über die zitternden Lippen Richelieus, da flammte blendendes Licht auf; sein Herzschlag stockte, seine Hände bebten, als Pianori ihm zurief: „Erheben Sie sich und geben Sie mir den Schmelzziegel.“

Mit wankenden Knien reichte der Herzog den dickummantelten Topf, den der Alchimist vorsichtig in die Nähe der Glut stellte, um den Gips trocknen zu lassen, ehe er das Gefäß in den Schmelzofen brachte. Als der Ofen verschlossen war, gab er dem bis in die Lippen bleichen Herzog mit bedeutsamer Geste zu verstehen, er möge sich schweigend entfernen. Kaum zog der junge

Mann die Lüre hinter sich ins Schloß, da begann der Italiener den Schmelzofen in hellen Brand zu setzen.

Von unaussprechlicher Unruhe erfüllt, schritt Richelieu über den im vollen Mond schneelig glühenden Kies. Ein unerklärliches Gefühl tiefer Seelenangst trieb ihn an, umzukehren und nun erst Cesare Pianori über die erschütternde Erscheinung der blutrünstigen menschlichen Gestalt in der Retorte zu befragen. In diesem Augenblick schrillte ein langgezogener Schrei durch die nächtliche Stille, ein gräßlicher Laut, wie ihn im Kampf ein Mensch ausstößt, den ein Degen durchbohrte. Aus dem Schlot des Häuschens, in dem Pianori seine schwarzen Künste trieb, flammte ein kugelförmig blendendes Gebilde auf und erhob sich jäh, rot von unten angeglüht, in die Luft. Dicht umwölkt, war die volle Mondscheibe unsichtbar geworden, fast im gleichen Augenblick als der wilde Laut aufschrillte; der Herzog strauchelte im Dunkel, als er mit raschen Schritten seinem Haus zueilte. Als Jean Raffet seinen bleichen Herrn entkleidete, schien er ihm verstört, aber er wagte nicht danach zu forschen, was ihm widerfahren sei. Plötzlich fragte ihn Richelieu, ob er nichts Auffallendes gehört habe. Raffet erwiderte: „Nichts als die Schreie der Pfauen; die Tiere sind unruhig in diesen Nächten.“

Richelieu lag im Bett und wagte nicht die Augen zu schließen. Er fürchtete, die schreckhafte blutüberströmte menschliche Gestalt zu erblicken, die er in der weißglühenden Retorte Pianoris geschaut, und den gräßlichen Laut wieder zu hören. Einen Ring mit fünf kostbaren Steinen, wovon vier verschiedenfarbige um einen goldgelb, gleich gefrorenem Wein schimmernden Topas gefaßt waren, die nach den Worten des

Italieners mächtigen Schutz wider alle bösen Geister boten, preßte der Geängstete gläubig an seine Lippen.

Am nächsten Tage nach dem Mittagmahl übergab Jean Raffet dem Herzog ein versiegeltes Blatt, das die kurzen Worte Pianoris enthielt: „Die Stunde, das Licht der Welt aus dem Dunkel zu befreien, ist gekommen.“ Im nächsten Augenblick stand Richelieu vor dem Schmelzofen, dem der Italiener den von der gebräunten Gipsmasse umhüllten Ziegel entnahm. Beide überzeugten sich, daß die drei Ringsiegel des Herzogs auf der noch geschlossenen Masse unverletzt zu sehen waren. Richelieu selbst zerschlug den Mantel mit einem Hammer, öffnete das Schmelzgefäß und erblickte hochklopfenden Herzens einen kleinen Klumpen Gold. Die Verwandlung war gelungen. Betroffen hörte er den Alchimisten sagen: „Gnädigster Herr, nehmen Sie das als die erste Gabe für den Schutz und die edle Gastfreundschaft Ihres Hauses. Mehr als Sie wissen, gebührt Ihnen der Erfolg dieser magischen Umgestaltung der natürlichen Materie; ohne die seltene Macht Ihrer Geburtssterne wäre sie nie gelungen. Der Himmel bot mir um der Kunst willen zur rechten Stunde Obdach bei Ihnen, und mein Dank wird unerlöschlich sein für diese Gnade.“

Mit stockendem Atem erwiderte der Herzog dem sich ehrfürchtig verbeugenden Alchimisten: „Sie fanden den Stein der Weisen, großer, seltener Mann! Und ich bin gewürdigt, dies gewaltige Ereignis zu erleben. Noch weiß ich nicht, wie ich Ihnen danken soll. Nennen Sie mich Ihren Freund, Ihren ergebenen Schüler, der Ihnen sein Leben und durch Ihre Kunst ein Glück schuldet,

das Könige mit Neid und Furcht erfüllen mußte, wenn sie davon wüßten.“

„Sie werden mir schwören, auf das Gold in Ihrer Hand schwören, nie zu offenbaren, was unserem Stern in großer Stunde gelang.“

Der Herzog begann die feierliche Schwurformel, die ihm Pianori vorsprach, nachzustammeln. Er war so erregt, daß seine linke Hand zitterte, in der er das mattschimmernde Gold hielt. Seine Stimme bebte, als er nach dem Schwur noch die Worte freiwillig hinzufügte: „In Not und Tod will ich Sie schützen, zu jeder Stunde meines Lebens, das ich Ihnen verdanke.“

Cesare Pianori lächelte, da er den Aufgeregten die Knie beugen sah und die Bitte vernahm: „Segnen Sie mich, Meister!“

Richelieus Stirn berührend, verharrte der Magier in Nachdenken. Dann sagte er mit verändertem Ton: „Ich bitte Sie, heute noch einen Goldschmied um sein Urteil zu fragen; das soll uns sicher machen, daß wir kein Opfer unserer Sinne wurden. Ich erwarte ein paar Worte, die auch mir die Gewißheit bringen. Ich selbst wünsche nicht dies Geschenk der himmlischen Mächte mit meinen Händen zu berühren.“

Gegen fünf Uhr fuhr der Herzog im Wagen, auf dem neben dem Kutscher Jean Raffet saß, aus dem Hause; in seiner größten Börse trug er das „Geschenk der Himmlischen“ bei sich. Noch war es ja nicht gewiß, daß er echtes Gold, das auf übernatürliche Weise durch die schwarze Kunst der Magie entstanden war, besaß. Wenn es sich wirklich erwies, daß es echtes, unzweifelhaft reines, edles Gold war, begann ein Glück

für ihn, wie es noch kein Sterblicher erlebt. Was seines Oheims Klugheit nicht zu erreichen vermochte, Frankreich zum Herrscher Europas zu machen, ihm würde es glücken, denn der Schlüssel zur schrankenlosen Macht war das allmächtige, weltbeherrschende Gold. Ihm, dem Großneffen des Kardinals, würde Frankreich den Besitz der Welt verdanken. Er entsann sich, daß er vor seiner Krankheit noch auf der Bank der Spötter gesessen, wenn andere von übernatürlichen Mächten und ihrem Einfluß allzu begeistert redeten. War er wirklich ungläubig gewesen? Nein. — Er war damals nur nicht überzeugt davon, was nach jedermanns Glauben für gewiß galt. Nur an das glaubte er, was er mit Händen zu greifen vermochte. Seine Lippen bewegten sich leise; indes seine Rechte das alchimistische Gold umfaßte, sagte er zu sich selbst: „Ich glaubte immer an meine guten Sterne; nie spottete ich — auch in geheimer Einsamkeit nicht vor mir selbst —, niemals zweifelte ich an den magischen Kräften des Amuletts auf meiner Brust. Ich vertraute meinen Sternen, und sie führten den König der Alchimisten zu mir. Zufall? Es gibt keinen Zufall!“

Diese Gedanken wurden jäh unterbrochen durch ohrenbetäubendes Geschrei, gellende Pfliffe, den verworrenen Lärm dumpf ratternder Trommeln und gräßliche Mißflänge sinnlos durcheinander schrillender Trompeten. Der Herzog schob die gelbseidenen Vorhänge des Wagens zurück und erblickte die ganze Straße überfüllt von lachenden und johlenden vermummten Gestalten. Ein Trupp marschierte hinter einer blauen Fahne her, auf der in Silber gestickt die Worte standen: *Stultorum infinitus est numerus*. Unbewußt über-

setzte der Herzog die lateinischen Worte der Aprilnarrenfahne: „Die Zahl der Narren ist unendlich.“

Richelieus Karosse mußte vor der Straßenüberfahrt halten, bis die Menge der schellenklingenden Verzummtten vorübergezogen war. Der Herzog schien überrascht, daß es keinem aus der Masse, sein Narrenrecht brauchend, einfiel, ihm einen Spottvers zuzurufen. Sein Wagen setzte sich in Bewegung, der Kutscher trieb die Pferde an; in diesem Augenblick tauchte ein Verzummtter mit einem Fuchsschwanz auf der Brust und einem Hasenschwanz auf dem Hut am Schlag auf. Er trug einen Stock in der Hand, der oben in einer lächerlichen Frage endete; mit dem Stock vor der Wagenöffnung in der Luft fuchtelnd, rief der Verkleidete aus vollem Hals: „Narren zu Wasser und zu Land, Narren in der Luft, in der ganzen Welt! Liegend, hockend und stehend ein Narr; Narren da und dort, Narren überall! Es lebe der Narr aller Narren, der Herzog von Richelieu!“

Der Herzog sann dem Klang der Stimme nach; sie schien ihm bekannt, doch gelang es ihm nicht zu erraten, wer ihm diesen altbekannten Narrenspruch zugerufen.

Wenige Minuten darauf verließ Richelieu den Wagen und gab dem Goldschmied das Geschenk der Himmelschen zur Probe; fühlbar pochte ihm das Herz in der Brust, als ihm der Mann sechshundert Livres für das Gold bot und ihm erklärte, es sei so edles, hochwertiges Metall, wie er es selten auf der Wage gehabt. Der Herzog verlangte Papier und Feder und schrieb im Laden des Goldschmieds die inhaltschweren Worte: „Dem größten Weisen der Welt, den glückliche Sterne, zu seinem und zu Frankreichs Heil, unter sein

Dach führten, entbietet für die echte Himmelsgabe
seinen ewigen Dank

Louis François Armand Duplessis
Herzog von Richelieu."

Jean Raffet erhielt dies Dokument, um es so rasch wie möglich Cesare Pianori zu übergeben. Am Tage des Festes aller Narren gab es keinen glücklicheren Menschen in Paris als den jungen Herzog, der wachen Muges davon träumte, den Glanz des Namens seines Großvaters, des allmächtigsten Ministers Frankreichs, für alle Zukunft zu überstrahlen.

Der Alchimist versprach seinem Schüler, wie der Herzog sich nannte, noch vor dem nächsten Neumond abermals Silber in Gold zu verwandeln. Die Nächte, die bis dahin vergingen, verbrachten sie in gelehrten Gesprächen über die Schriften der großen Meister vergangener Zeiten, die Pianori als hoch erhaben an Kenntnis über alles neuere Wissen pries; er lehrte seinen gläubig lauschenden Adepten nicht nur, im wahren Licht der Natur die sichtbare Welt und ihre Erscheinungen verstehen und Lauf, Bedeutung und Einfluß der Gestirne zu erfassen, er ließ ihn auch tiefe Blicke in die Geisterwelt und die Mittel zu ihrer Beherrschung tun. Doch so oft der Wißbegierige versuchte, ihn über die Geschehnisse jener ersten Nacht, die erschütternde Erscheinung des blutbestriemten menschlichen Wesens, das er grausend im Glase erblickt und den furchtbaren Aufschrei, der ihn erschüttert, zum Sprechen zu bewegen, wich Cesare Pianori ihm aus oder versank in unwilliges Schweigen. Einst, als der Herzog voraus fühlte, daß Pianori ihm nicht zu Willen sein würde, über geheime Zauberformeln offen zu reden, fragte er beklommen, ob er ihn nicht für würdig genug hielte,

in die Geheimnisse der Geisterwelt einzudringen. Fast mürrisch erwiderte der Italiener: „Sie selbst werden einst mächtiger sein, als ich es jemals träumen könnte. Noch aber ist die Stunde nicht nahe, da Sie versuchen dürften, den Schleier des Unerforschlichen zu lüften, ohne Ihr Leben zu gefährden.“ Milder schloß Pianori: „Bald aber wird es dahin kommen, daß unerhörte Reichtümer Ihr eigen sind. Gemeinsam werden unsere Sterne emporsteigen; dann wird es auch Zeit sein, daß es für Sie kein Geheimnis mehr geben soll, weder im Himmel noch auf der Erde. So lange Ihre Lippen in jugendlicher Röthe brennen, und Kraft Ihre Adern schwellt, verlangt das Geschick Herz und Kopf des Herzogs von Richelieu für Frankreichs glorreiche Zukunft.“

Solche Reden fielen auf wohlvorbereiteten Boden; so gewaltig auch das stürmische Verlangen des jungen Mannes nach Offenbarung der letzten Geheimnisse gierte, erfüllte doch die glühende Hoffnung auf baldigen Besitz unermesslichen Reichtums alle Sinne des Herzogs, der Pianoris Worten glaubte wie einem Evangelium. Als der nächste Neumond am Himmel erschien, bot der Goldschmied dem Glückstrunkenen für Pianoris alchimistisches Gold tausend Livres. Der Italiener brachte Richelieu leicht dahin, daß er versprach, seltener in den Nächten und niemals am Tage zu kommen. Nur Jean Raffet sollte wie bisher aus der herzoglichen Küche die Speisen bringen. Die Vorbereitungen für die gewaltige Umwandlung von Quecksilber in Gold, die diesmal Millionen bringen sollte, erheischten nach des Magiers Worten Einsamkeit zu innerlicher Sammlung. In dieser Zeit erschienen die Augen des Herzogs selbst den ihm Nahestehenden von

übernaturlichem Ausdruck; sein Wesen erfüllte sich von Tag zu Tag mit steigender sieghafter Gewißheit, und er wußte alle Umstände klug zu nützen, die ihn durch die Gunst des Königs immer mehr emporhoben. Sein eigenes Glück und Frankreichs Größe schienen dem Herzog mehr als je verbürgt durch seine guten Sterne.

Regnerischen trüben Julitagen waren hell durchsonnte Wochen gefolgt. Noch immer leuchtete in stillen sternklaren Nächten rötliches Licht aus dem Gartenhaus, in dem Cesare Luca Pianori das große Werk emsig förderte. An windstillen Abenden stieg bläulicher Rauch aus dem Ofen lotrecht himmelan. In solchen Stunden fiel es dem Herzog schwer, Wort zu halten und den Alchimisten nicht aufzusuchen. Um so freudiger bewegt, erwartete er ungeduldig das letzte Viertel vor Mitternacht, die Stunde, zu der ihn der Italiener durch Jean Raffet gebeten, zu ihm zu kommen. Mit ernster Feierlichkeit empfing ihn der Magier; lange ruhten seine sinnenden Augen auf der schlanken Gestalt des Herzogs, ehe er halblaut begann: „Um Ihre Geduld zu belohnen, ließ ich Sie rufen. Zum erstenmal ist Ihnen beschieden, ein Wunder zu schauen. Die geheime Welt der Geister wird sich in dieser nächtlichen Stille vor Ihrem Auge auftun. Fühlen Sie sich stark genug, die große Offenbarung zu fassen?“

Leises Erbeben verbergend, flüsterte Richelieu: „In Ihrem Schutz bin ich geborgen vor fremden Mächten. Nichts Übles kann mir geschehen.“

Schweigend begann Pianori in nächster Nähe des Herzogs Kreise und magische Figuren auf den Boden zu ziehen; er befahl ihm, die geheimen Namen der sieben Mächtigen auszusprechen, und Richelieu murmelte,

mit gemessenen Pausen zwischen jedem Wort: „Arathron — Bethor — Phaleg — Och — Hagith — Dphiel — Phul.“

Auch der Italiener stand mit entschlossener, ernster Miene in einem figurenbedeckten, magischen Ring, in den er nach allen vier Richtungen des Himmels in einem Zug geformte Pentagramme eingrub. Mit unmißverständlicher Geste deutete er auf einen im Dunkel an Schnüren von der Decke herabhängenden Spiegel von dreieckiger Gestalt und befahl dem Herzog, die Augen unverwandt darauf zu richten. Dem Herd entnahm Pianori mit einer Zange glühende Kohlen und warf sie in einen am Boden stehenden Kessel; Kräuter und Sämereien streute er darauf. Aufschwelender Qualm entzog dem Herzog die Gestalt des Magiers, der mit der Spitze des Degens siebenmal einzelne Zeichen in den alles Unholde bannenden Kreisen berührte. Steil aufzischend loderte eine blendende Flamme züngelnd aus dem Kessel; ehe sie erlosch, schrie der Magier mit schriller Stimme: „Geister der oberen und unteren Sphären, die ihr in den vier Elementen kreist, und du, Mächtigster, der du an deinem Ort dem ewigen Wandel der Dinge von Uranfang gebietest, wirke durch die Gewalt der Sieben in dieser Stunde.“

Zischend erlosch die Flamme; die Spiegelfläche allein leuchtete silbern blendend im nachtdunkeln Raum. Richelieus Pulse rasten, wild pochte das Blut in seinen Schläfen, die betäubenden Dämpfe machten ihm das Atmen immer schwerer. Plötzlich stockte sein Herzschlag, mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf eine Erscheinung im Spiegel: es war der Geist des verstorbenen Großheims, des Kardinals Richelieu. Der

Herzog schloß die Augen, seine Hände verkrampften sich, er wankte und sank aufschreiend in die Knie*). In seine Ohren klang der dumpfe Ruf: „Frankreichs glorreiche Zukunft, sein Geschick unter den Völkern ruhen in deiner Hand.“ Ohnmächtig brach er zusammen.

Eine Stunde später geleitete Pianori ihn schweigend durch den Garten nach dem Hause.

Seit jener Nacht glaubte der Herzog unerschütterlich an die übernatürliche Macht des Italieners; mit der sicheren Erfüllung seiner Wünsche rechnete er nicht nur für die nächste Zukunft auf die Uerschöpflichkeit der Goldquellen, die ihm durch Pianoris alchimistische Künste erschlossen würden. Ergeben in den Willen des Gewaltigen, fügte er sich dem erneuten Gebot, ihn nicht zu stören, bis der Magier ihn rufen ließe. Richelieus Vertrauen fand nicht zuletzt seinen sicheren Grund darin, daß der selbstlose Mann, seit er ihn kannte, statt Geld von ihm zu fordern oder Geschenke zu erwarten, es gewesen war, dem er Dank schuldete. Um so gewaltiger erschütterte ihn ein Ereignis, das um jene Zeit eintraf, da er nach Pianoris Versprechen über die ersten Millionen verfügen sollte.

Jean Raffet, der nach monatelanger Gewöhnung dem Italiener Speisen aus der Küche überbrachte, ließ eines Tages bestürzt das Geschirr fallen, als er an einer Wegbiegung im Park an die Stelle kam, wo sonst das kleine Häuschen zuerst sichtbar wurde. Ein verkohlter Trümmerhaufen, aus dem nur rauchgeschwärztes Gemäuer aufragte, lag an seiner Stelle. Der Diener brachte

*) Siehe das Titelbild.

dem Herzog die Unglücksbotschaft, der bald darauf verstört und fassungslos vor dem Schutthaufen stand. Von Cesare Pianori fand sich keine Spur; als alle Mühen, ihn in Paris aufzufinden, ohne Ergebnis verliefen, ließ Richelieu die Brandstelle sorgfältig räumen. Seine Verzweiflung wandelte sich in rasenden Schmerz, als man vor dem Herd verkohlte Teile eines menschlichen Gerippes fand. Nichts vermochte den jungen Herzog von diesem trostlosen Gedanken abzubringen, daß der Alchimist seinen kühnen Versuchen zum Opfer gefallen war; er glaubte den Ärzten nicht, die wiederholt erklärten, die Maße der im Schutt gefundenen Schenkel- und Armknochen stimmten nicht zu der Größe des Italieners, der nach Richelieus Worten einen Kopf höher als er selbst gewesen war. An der Stelle, wo das Haus gestanden, ließ er die sterblichen Reste des großen Magiers bestatten und einen Denkstein setzen, der in feingeschwungenen Lettern nichts als den Todestag und den Namen trug: Cesare Luca Pianori.

Richelieu allein wußte, welch große Hoffnungen für ewig unter dem Hügel ruhten. Zerstört war die Erfüllung seiner ehrgeizigen Träume, vernichtet die seltenen, hohen Kräfte Cesare Pianoris, dem es gegeben war, den dunklen Mächten der Natur ihre Geheimnisse abzurufen und die übersinnliche Welt der Geister seinem Willen untertan zu machen. In jenen Unglückstagen wagte der Herzog fast nicht mehr an die Gunst der eigenen Schicksalssterne zu glauben.

Seit der Erhebung jenes Bourbonen, der als König Philipp V. seit 1701 in Spanien regierte, lebte ganz Europa in steter Unruhe. Durch Englands Ränkespiel war es Frankreich möglich geworden, das Gesicht Europas zu

verändern. Im Jahre 1735, als Oesterreich an Spanien Neapel und Sizilien verlor, stand der nun neunund-dreißigjährige Herzog von Richelieu nahe vor der Erfüllung seiner Wünsche; ihm winkte die Ernennung zum Generalleutnant, denn seine Verdienste als Soldat und Diplomat verliehen ihm das Recht auf die höchsten Rangstufen seines Landes. Wiederholt war es ihm gelungen, mit glücklicher Hand Oesterreich und Frankreich einander wieder zu nähern, zum tiefen Verdruß des englischen Kabinetts, das zu seinen Zwecken nichts mehr fürchtete als den dauernden Frieden Europas.

Der Herzog erschien mit außerordentlichem Prunk in Wien und hielt offene Tafel für alle Welt. Mit übervollen Händen streute er Geld aus, um Stimmung für seine Politik zu machen, und so unerhört trieb er den Aufwand um seiner Zwecke willen, daß er sich genötigt sah, bei deutschen Bankleuten große Summen aufzunehmen.

Unter der nach Duzenden zählenden herzoglichen Dienerschaft genoß Jean Raffet noch immer als Leibdiener das besondere Vertrauen seines Herrn. Als er eines Abends bei dem Herzog eintrat, um ihm beim Ankleiden zu einer Festtafel behilflich zu sein, beobachtete Richelieu das Gesicht seines hinter ihm stehenden Dieners im Spiegel. Er kannte Jean lang genug, um jede Veränderung seiner Mienen zu gewahren; heute schien es ihm, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Leichtthin fragte er, was ihm widerfahren sei. Jean Raffet hob die Schultern: „Gnädigster Herr, Sie werden mir nicht glauben, was ich mit meinen Augen gesehen habe.“

„Was man sieht, pflegt nicht so zu sein, daß man ihm den Glauben weigern mußte.“

„Trotzdem fürchte ich zu sagen, wem ich begegnete.“

„War es einer der englischen Lords, die als verreiselt gelten, um ihre Geschäfte, wie sie glauben, um so sicherer im Dunkeln zu betreiben?“

„Nein. Es ist unmöglich, zu erraten, wen ich heute sah.“

Als der Herzog lange schwieg, stachelte den Diener die Unruhe; hastig, mit stockender Stimme flüsterte er: „Gnädigster Herr! Cesare Pianori ist hier.“

Hellauf lachte Richelieu: „Du siehst Gespenster! Geh zum Arzt und lasse dir eine Mixtur für deine verdorbene Galle geben.“

„Ich wußte ja, daß Sie mich nicht ernst nehmen. Und doch! Es war der Italiener! Ich erkannte ihn, ehe er mich wahrte, und folgte ihm, bis er weit draußen vor der Stadt in ein Haus trat, um es nicht wieder zu verlassen. Er nennt sich nicht mehr Pianori; in der Nachbarschaft kennt man ihn unter dem Namen Girolamo Bonatti, und die Leute sagen, er sei Arzt und Sterndeuter. Ich erinnere mich genau, daß er den Kopf in einer Weise trug, wie man es selten trifft; an seinem Gang und der auffallenden Kopfhaltung erkannte ich ihn zuerst. Aber ich sah auch sein Gesicht, ohne daß er es ahnen konnte. Ich lief ihm ein Stück voraus, als er stehen blieb, um mit einer Frau zu sprechen, die ihn anrief; hinter einem Wagen verborgen, dreißig Schritt von ihm entfernt, konnte ich ihn genau beobachten. Ich schwöre darauf, dieser Girolamo Bonatti ist der Italiener Pianori, dem ich in Paris täglich die Speisen brachte.“

Die erste jäh aufwallende Empfindung verletzter Eitelkeit, das peinliche Gefühl, durch einen Abenteurer betrogen worden zu sein, verslog so rasch, als es den

Herzog durchzuckte. Noch während Jean eifrig erzählte, dachte er daran, daß der Italiener damals aus Furcht über das Mißgeschick jener Nacht, in der das Gartenhaus in Flammen aufgegangen war, entwichen sein konnte. Daß er noch lebte, wünschte niemand sehnlicher als er selbst; keinen Augenblick hatte er in all den Jahren daran gezweifelt, daß er jenes Gold durch alchimistische Verwandlung gewonnen. Vielleicht fügte es ein günstiges Geschick, daß er den Italiener in einem Augenblick wieder finden sollte, wo ihm Gold nötiger als je war. Gewißheit zu erlangen, ob der Alchimist noch lebte, trieb ihn zu raschem Entschluß; er bestimmte die nächste Nacht dazu, sich selbst zu überzeugen, ob Jean Raffet die Wahrheit gesprochen.

Lustiges Karnevaltreiben erfüllte die Hauptstraßen Wiens noch am späten Abend, als der Herzog, von zwei Freunden begleitet, mit Jean das Haus aufsuchte, in dem der Italiener zu finden sein sollte. Ein Sohn des österreichischen Hofkanzlers, der Abbé Sinzendorf, und ein Niederländer, Graf Westerloo, der als Hauptmann bei den kaiserlichen Hellebardieren stand, gingen dem Herzog zur Seite. Sie trugen unscheinbare Kleider und seidene Halbmasken vor dem Gesicht; lebhafter plauderten die Herren erst, als sie außerhalb der Festungsgebiete in die entlegene Vorstadtgegend kamen. Sie waren einig geworden, daß Graf Westerloo und der Abbé von dem Magier fordern würden, er möge ihnen aus den Linien ihrer Hände künftige Geschicke verkünden. Was den Herzog von Richelieu antrieb, den fremden Wahrsager zu sehen, wußte keiner seiner beiden Begleiter. Vor dem einstöckigen alten Hause, das in einem Garten lag, angelangt, ergriff

Jean Raffet den eisengeschmiedeten Klopfer und schlug dreimal damit gegen den massigen Bolzen in der schweren eichenen Pforte. Eine alte Frau erschien, öffnete einen kleinen, an der Innenseite der Thür in Augenhöhe vor einem starken Gitter angebrachten eisernen Verschuß und fragte mit fremdartiger Betonung nach den Wünschen der späten Gäste.

Graf Westerloos rief ihr zu: „Wir möchten den weisen Girolamo Bonatti sprechen.“

Ein prüfender Blick schien die Alte sicher gemacht zu haben. Sie entriegelte das schwere Schloß, ein eiserner Querstab klirrte, und die nächtlichen Gäste betraten ein Zimmer im Erdgeschoß. Jean Raffet setzte sich auf eine schmale Bank im Gang und sah zu, wie die Frau die Thür sorglich wieder verriegelte und mit der armdicken Eisenstange sicherte.

In dem völlig nachtdunkeln Raum erwarteten die Herren den Italiener, der es nicht eilig zu haben schien. Nach einer Weile hörten sie eine Thür knarren, und nur am Boden erschien ein kaum fingerbreiter rötlicher Lichtstreif. Der Herzog trat darauf zu und fühlte einen schweren Teppich, der einen Teil des Zimmers absonderte; lauschend blieb er stehen. Möglicherweise teilte sich der Vorhang, in dämmernder Helle, die nur einen Teil seiner Gestalt zu sehen erlaubte, stand in der Tiefe des Gemaches schwarz gekleidet der Magier, das Kinn mit einem langen weißen Bart umsäumt. Als er die in der halben Helle undeutlich verschwimmende Erscheinung wahrte, fühlte der Herzog sich enttäuscht. Der Mann dort war sicher einer der unzähligen gewöhnlichen Gaukler; irgend ein alberner Narr, aber nicht Cesare Pianori trieb solche Mummerei. Verdrossen trat Richelieu zurück und lehnte sich enttäuscht an die

Band. Seine Mißstimmung wuchs, als er vernahm, daß der Magier mit lispelnder Stimme auf den Abbé einredete, während er die Linien seiner Hand betrachtete. Das gleiche Schauspiel wiederholte sich, als Graf Westerlooo vor dem aufgepuckten Wahrsager stand, um dunkle Worte über sein Schicksal zu vernehmen.

Auf einen Wink des Magiers trat der Herzog in die Mitte des Gemaches, blieb wenige Schritte vor ihm stehen und sagte laut: „Ich will den Geist eines Mannes sehen, der mir vor neun Jahren das Leben rettete und bald darauf in einer unseligen Nacht verbrannte. Meine Freunde sollen Zeugen sein.“

Scharf beobachtete Richelieu das Gesicht des Italieners, aber er gewährte nicht die leiseste Veränderung an ihm. Der Magier schwieg und verharrte lange regungslos. Möglichschien er sich zu besinnen: „Dazu sind gewisse Vorbereitungen nötig. Muß es heute sein?“

„Ich wünsche nichts sehnlicher.“

Zögernd kam es von den Lippen der vom Dämmer umwobenen Gestalt: „Unmöglich! Die Ungunst der Stunde steht dem Gelingen entgegen.“

„Ich beharre auf meinem Verlangen und werde warten.“ Der Herzog riß die Larve vom Gesicht und trat an den Magier heran, der erschrocken auffuhr.

Im gleichen Augenblick hörte man Lärm vor dem Hause. Jean Raffet öffnete die Thür und rief: „Die Scharwache verlangt Einlaß. Man sucht einen Falschmünzer!“

Die alte Frau erschien mit einem Licht. Als Richelieu sich nach dem Magier umwandte, erschrak er heftig: Cesare Pianori, der sich den weißen Bart abgenommen, stand zitternd vor ihm: „Gnädigster Herzog, Sie

wünschten den Mann zu sehen, der Ihnen das Leben rettete. Retten Sie ihn vor den Häschern."

"Ich biete keinem Betrüger meine Hand," rief Richelieu empört.

Hefigere Schläge und unwirsche Rufe klangen von draußen herein. Mit fliegendem Atem beschwor Cesare Pianori seinen einstigen Gönner und Freund; gewiß darüber, daß sein Spiel verloren war, entschloß er sich zum Außersten. Mit Worten, die nur der Herzog verstehen konnte, machte er ihm klar, daß jenes Gold, das er in Paris aus dem Ziegel genommen, ein Bruchteil der Fälschungen gewesen sei, die er im Schutze des herzoglichen Hauses betrieb. Verzweifelt wagte er das letzte: „Schützen Sie mich davor, dies den Richtern bekennen zu müssen, bewahren Sie mich und sich selbst vor der Exkommunikation der Kirche, die jeden trifft, der Geister beschwört oder an solchem Frevel sich beteiligt.“

Die Voraussicht, in einem Augenblick Skandal zu erleben, dessen Folgen alle Bemühungen am Wiener Hofe vernichten konnten, bestimmten Richelieu zu handeln. Verächtlich sah er den Italiener an, wandte sich mit seinen Begleitern zur Thür und gebot, das Haus zu öffnen. Er nannte dem Offizier der Scharwache seinen Namen und erreichte damit, was Cesare Pianori gehofft. Es gelang dem Fälschmünzer zu entkommen. Am anderen Tage fand man in dem leeren Nest die Vorrichtungen, die das unsaubere Treiben des Betrügers bestätigten, das er unter dem Deckmantel geheimen Wissens zu verbergen gesucht.

Wenige Tage später überreichte Jean Raffet seinem Herren ein Schreiben. Der Herzog erbrach die Siegel und las:

„Es drängt mich, Ihnen für den Schutz zu danken, den mir Ihr erhabener Name zweimal gewährte. Ihr Haus, Herr Herzog, schützte mich am sichersten vor Entdeckung. Es war kein Zufall, dem ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke. Ganz Paris sprach davon, daß Sie erkrankt seien, und ich wußte es herbeizuführen, daß Ihr Diener mich rufen mußte, denn mir war darum zu tun, mich vor Verdacht und unliebsamen Beobachtern zu sichern. Ihre Gastfreundschaft bot mir die Gewißheit, meine geheimen Arbeiten unbehelligt verrichten zu können, deshalb suchte ich bei Ihnen ein Obdach. Jenes Gold, das ich dafür opferte, war nur ein kleiner Teil meines Gewinnes in jenen Monaten, und Ihr Vertrauen war damit nicht zu teuer erkaufte. Meine Offenheit, Herr Herzog, bitte ich als ein Zeichen nicht nur meines Dankes zu nehmen, es ist die Achtung vor Ihrer Person und Ihren Talenten, die mich anspornt, Sie vor allen Menschen zu warnen, die sich rühmen, über geheimes Wissen und übernatürliche Macht zu gebieten. Narren, und was schlimmer ist, Gaukler und Betrüger sind es insgesamt, die aus der Leichtgläubigkeit anderer Vorteil ziehen; ihr bestes Wissen und Können ist nichts als Selbsttäuschung und bewußte Irreführung. Alles, was ich Ihnen, durch scheinbar übernatürliche Wirkungen hervorgerufen, schauen ließ, war sorgfältig vorbereitet und nichts als Trugwerk und Taschenspielererei. Jene erste gräßliche Gestalt, die Sie erschütterte, war ein aus rotem Glas geblasenes Männchen, das ich in der Retorte bis zum Glühen erhitzte. In jener Nacht sah ich, daß Sie umkehren wollten, und erschreckte Sie durch mein Geschrei; die zweite Erscheinung, die Sie damals zerrüttete, kam auf lächerliche Weise zustande; ich schüttete Wasser auf

die hellentfachte Herdglut und warf rotes bengalisches Feuer unmittelbar darauf in die Kohlen. Als Sie den Schmelzriegel gefüllt hatten und die Gipshülle versiegelten, konnten Sie nicht ahnen, daß ich längst einen Abdruck Ihres Siegels besaß. Ich vertauschte das Schmelzgefäß mit einem bereit gehaltenen Tiegel, der das Gold schon enthielt. Ihre Silbermünzen blieben mir noch als kleiner Gewinn. Ach wie leicht lassen sich Menschen durch den Nimbus geheimnisvollen Geschehens verblenden. Ich schäme mich fast zu bekennen, auf welcher plumpe Art die Erscheinung des Geistes Ihres Großvaters gemacht war. Genau auf den Spiegel eingestellt, hing hinter Ihrem Rücken ein Bildnis des Kardinals hinter einem Vorhang, den ich wegzog, als durch die narkotischen Dämpfe Ihre Sinne wirr genug waren, um einer noch elenderen Täuschung unterliegen zu müssen. Das Bild des Kardinals stammte aus Ihrer eigenen Sammlung. Muß ich noch sagen, daß ich es war, der durch ein Kuhhorn jene Geisterworte rief, als Sie schon halb ohnmächtig in den Knien wankten? Glauben Sie mir, der ich Sie aus Ergebenheit vor allen Täuschern und Gauklern warne, daß ich zu subtilerem Trug fähig bin, daß mir seltenere und schwierigere Kunststücke gelangen als jene waren, die ich in der Eile für Sie zu machen für nötig fand. Aber Sie werden mir auch glauben, wenn ich Ihnen sage, daß alles nichts als Taschenspielerkünste sind, was Sie jemals von irgend einem Magier zu schauen bekämen. Der Stein der Weisen ist mir so unbekannt wie all denen, die ihn zu besitzen glauben; auch meine Elixire sind gleich den pomphaft angepriesenen Mitteln anderer Alchimisten nicht mehr wert als die Heiltränke alter Weiber und wandernder Markt-

schreier. Sie wurden gesund, weil Sie jung und kräftig genug waren, einem Anfall nicht zu erliegen.

Mein großer Landsmann, Pico della Mirandola, Graf von Concordia, kannte die Irrtümer der Astrologie so gut wie keiner zu seiner Zeit. Vor Jahrhunderten nannte er sie die Pest aller Pesten, die geartet sei, den menschlichen Verstand zu zerrütten. Auch ich glaubte einmal nur zu sehr an diese schlimmste aller trügerischen Narrheiten. Irrtum und Trug ist der Grund dieser Lehre, keine ihrer Formeln führt zur Wirklichkeit. Die Lehre von den Gestirnen und ihrem Einfluß auf irdische Wesen und Dinge ist nichts als ein wüster Traum. Vielleicht liegt in der Alchimie ein Korn Wahrheit verborgen. Was die Zukunft bringen wird, ist menschlicher Einsicht verschlossen. Wir selbst sind es, die unsere Geschicke zimmern. Ich lege diese Beichte in einer trüben Stunde ab, erfüllt von bangen Ahnungen um mein eigenes Geschick und beseelt von dem Wunsche, in Ihren Augen nicht als gemeiner Betrüger zu gelten, trotzdem ich, um Ihnen jede Nachforschung unmöglich zu machen, selbst das Haus in Brand steckte und ein Skelett vor den Herd warf, das ich oft vorher zu Zauberkünsten gebraucht. Ich nenne mich in Wahrheit weder Pianori noch Bonatti; dies waren auch nicht die einzigen fremden Namen, die ich führte. Meine wahre Herkunft wird verschollen sein, bis ich aus einer Welt scheidet, in der mir zu leben nicht immer leicht geworden ist.

Damit, Herr Herzog, sage ich Ihnen Lebewohl für immer.“

An dem Tage, da der Herzog von Richelieu dies Bekenntnis erhielt, gelangte der Italiener auf seiner

Flucht aus Wien gegen Abend nach Amsterdam. Um Jahre gealtert im Aussehen, schlich er gedrückt und innerlich verzweifelt an den stattlich gekleideten Bürgern vorüber, um in einer Winkeltaberne des Hafenviertels ein Obdach zu suchen. Kaum zehn Gulden trug er mehr bei sich; nicht mehr an Hab und Gut besaß er als eine Pistole und die Kleider am Leibe. Was er in der Eile aus Wien an Geld mit sich geführt, war ihm unterwegs gestohlen worden. In der Gaststube, die er betrat, schwelten zwei Talglichter auf einem der Tische, an dem würfelspielende Matrosen saßen. Er verhandelte mit dem Wirt um ein Zimmer und verließ bald darauf das Haus, um einsam lange durch die Straßen zu wandern.

Als er den engen Platz vor der Alten Kirche überschritt, legte plötzlich jemand die Hand auf seine Schulter: „Cesare Pianori, welcher glückhafte Stern führt Euch nach Amsterdam?“

Der Italiener, aus trüben Gedanken aufschreckend, sah sich einem mittelgroßen, hageren Menschen gegenüber, den er auf den ersten Blick nicht erkannte. Mit zusammengezogenen Brauen sann er flüchtig nach; dann sagte er müde: „Jan Singhel, Ihr seid der erste mir Bekannte, dem ich begegne.“

„So kurz seid Ihr erst hier?“ rief der Kleine und hob sein schmales, furchenvolles Gesicht, dem eine scharfgebogene Hakennase ein sonderbares Aussehen gab, zu Pianori auf: „Darf ich hoffen, daß Ihr bei mir wohnen werdet? Nur eine kleine Kammer kann ich Euch bieten, aber ich will alles tun, um Euch zufrieden zu machen.“

Cesare Pianori überlegte. Als er aus Wien flüchtete, war es seine Absicht gewesen, nach England zu entkommen, um dort ein Leben zu beginnen, das ihn nicht

mehr nötigte, die alten Gaukeleien fortzusetzen; seit dem Verlust seines Geldes konnte er nicht mehr daran denken. Ob er in Amsterdam vor Entdeckung sicher war, schien ihm ungewiß; aber die Möglichkeit, bei Jan Singhel umsonst unterzuschlüpfen, durfte er im Augenblick nicht ablehnen. Um seine elende Lage zu verbergen, sagte er: „Ihr müßtet mich aufnehmen, wie Ihr mich hier seht, denn meine Koffer sind noch unterwegs.“

Jan Singhel trippelte auf seinen dünnen, wadenlosen Beinchen beglückt neben dem Italiener her; erfreut, dem kenntnisreichen Alchimisten begegnet zu sein, eilte er lebhaft plaudernd mit ihm durch die winkligen Straßen seiner Wohnung zu, die hinter der Alten Kirche lag; das Haus trug den Namen: „Zum gläsernen Himmel.“

Erst als die Männer einander im Licht der Lampe gegenüber saßen, gewahrte Jan Singhel, der nur in seinen vier Wänden eine Brille mit schwarzen Hornrändern trug, den vergrämten Ausdruck in Cesare Pianoris Gesicht; er nahm sich vor, ihn nicht durch zudringliche Fragen zu stören und beeilte sich, seinem Gast ein bescheidenes Mahl aufzutischen. Als er zuletzt noch einen Krug Wein und zwei Gläser auf den Tisch stellte, sagte er: „Wie Ihr seht, Cesare Pianori, bin ich noch immer allein; die Wissenschaft verlangt ein ruhiges Gemüt und eine reine Seele; die Leidenschaften ziehen uns von der Betrachtung der Werke der Natur und dem Studium der Schriften der hohen Meister ab. In diesem Hause wird niemand uns stören. Erinneret Ihr Euch noch der alten buckligen Hille Klaas? Sie ist taub geworden, seitdem Ihr zum letzten Male bei mir gewesen seid; aber ihre Hände sind noch flink genug, um uns zu bedienen.“



Pianori zwang sich zu freundlicher Miene: „Ich danke für Eure Gastfreundschaft. Glaubt mir, der Friede wird mir wohlthun nach dem unruhigen Leben, das ich in der letzten Zeit führen mußte.“ Er sah das dürre Männchen an, das in seiner struppigen Perücke, den runden Brillengläsern vor den dunklen Augen und der schmalkantigen Hakennase einer zerzausten alten Eule glich. Trübe Gedanken gingen ihm durch den Sinn; die auffallend deutlichen Merkmale des Verfalls, die er an dem vertrockneten Gelehrten beobachtete, stimmten ihn zu nachdenklicher Bitterkeit. Pianori dachte mit lähmender Besorgnis an sich selbst und das Jahrzehnt, das ihn von Jan Singhels Alter trennte. In diesem Augenblick empfand er mit bedrückender Qual, daß es ihm vielleicht nie mehr gelingen würde, der Not und dem Elend standzuhalten, das ihn für die nächste Zeit unentrinnbar erwartete. Jan Singhel mußte ihn wiederholt ermuntern, bis er sich entschloß, Speise und Trank zuzusprechen. Seine wehmütige Stimmung wandelte sich in streitbare Widerspruchslust und absprechende Gereiztheit, als Singhel ihn über seine alchimistischen Versuche befragte und die großen Fortschritte der Wissenschaft pries, die er selbst mit zwei Freunden, Simon Enkhuizen und einem deutschen Rosenkreuzer, Pompilius Musculus, seit einem Jahr gemacht habe. Nur die bange Sorge, den Alten zu verletzen, hielt Pianori zurück, ihm zu sagen, daß er längst alle Hoffnung verloren habe, daß es jemals gelingen könnte, die Verwandlung der Metalle zu bewirken oder phantastisch wirkende Heilmittel zu bereiten. Grauen vor den nächsten Tagen und Wochen befiel ihn, wenn er daran dachte, all den gelehrten Unrat wieder anhören zu müssen, und vielleicht selbst vor dem Herde

stehend, mitzuhelfen, unsinnige Mischungen zu versuchen.

Jan Singhel fühlte sich beglückt, als Pianori sich bereit erklärte, schon am nächsten Tage mit Pompilius Musculus und Simon Enkhuizen bekannt werden zu wollen. Er führte den Italiener in seine Kammer und bemühte sich bis zum letzten Gutenachtgruß in rührender Besorgnis um seinen Gast.

Schlaslos und doch schwer ermattet, lag Cesare Pianori auf dem für seine Gestalt zu kurzen Bett; unfähig, einer Gedankenreihe dauernd zu folgen, starrte er in das rötliche Licht der Lampe. Auch in diesem Raum standen hohe, mit Büchern bestellte Gerüste; helle Schweinslederbände leuchteten fahl zwischen den schwärzlichen Reihen dickleibiger Folianten. Mißmutig kehrte er sich ab und versuchte, die Augen zu schließen, aber er fand keine Ruhe. Von Stunde zu Stunde vernahm er das Glockenspiel auf einem nahen Kirchturm und ergrimnte über die weiche Mühseligkeit, die ihn jedesmal befiel, solange die Klänge die Stille durchhallten. Als der Docht in der Lampe zu schwelen begann, löschte er das Licht; wenn er den Kopf auf den Kissen bewegte, erschien in der obersten Fensteröffnung ein rötlich funkelnder Stern, der einzige, den er sah; es mußte Mars sein. Mit einem Gemisch von beschämender Beklemmung und bitterem Spott über sich selbst, erinnerte er sich an die hochtrabenden Tiraden, die er dem Herzog von Richelieu über den Einfluß dieses Planeten auf seine Geschicke vorgetragen. Abermals schloß er die Lider und preßte die glühende Stirn in das Kissen. Mit einem Schrei erwachend, fuhr Pianori schweißtriefend auf, sprang vom Bett und suchte halb schlaftrunken, zitternd vor Erregung nach

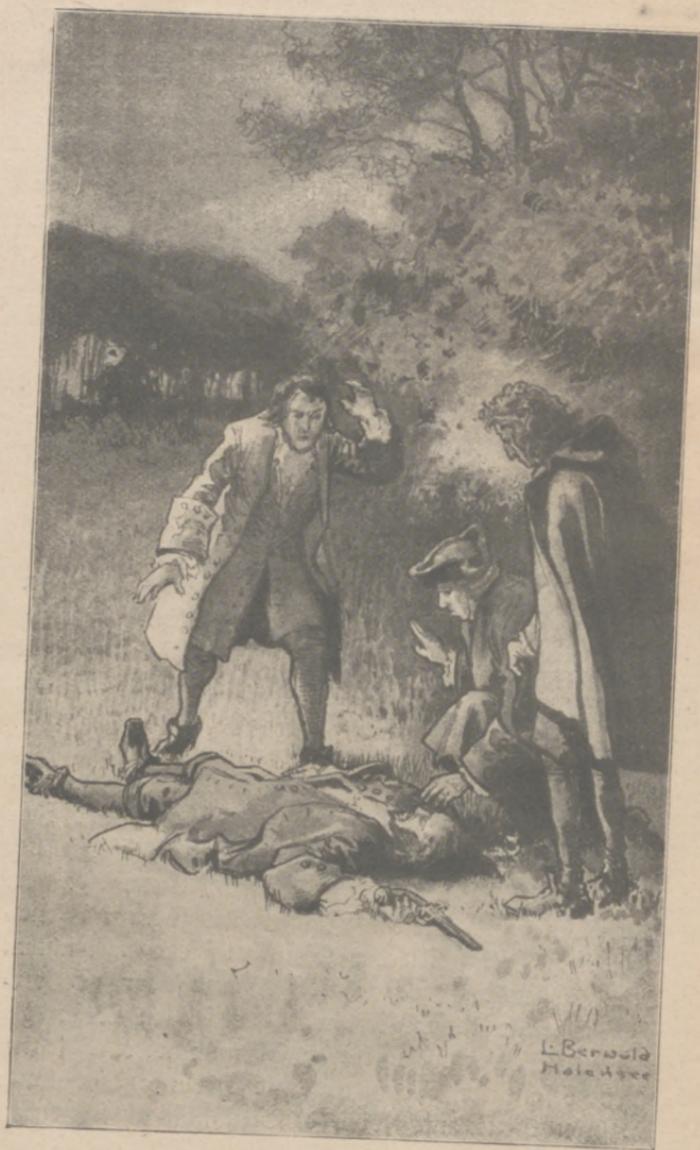
seinen Kleidern. Ein Traum schreckte ihn auf, der ihn geäßt. Sein letztes Geld war ihm geraubt worden. Hell schien der Mond in die Kammer; vor dem Fenster stehend, hielt Pianori den Beutel mit den letzten Gulden in der Hand, die ihm geblieben waren. Willenlos begann er sie zu zählen, und bald lag das letzte der im Mondschein glänzenden Stücke auf dem dunklen Fensterbrett. In ängstlicher Sorge berechnete er Tage und Wochen, die ihm davon noch zu leben möglich waren. Verbittert auflachend, sammelte er das Geld und barg es in dem ledernen Beutel. Als er das Lager wieder aufsuchte, erklang von weither das Geläute der Glocken zur Morgenmesse. Da brach er in die Knie, barg erschüttert das Gesicht in dem Laken, krampfte die Finger in ohnmächtiger Verzweiflung zur Faust und preßte sie aufschluchzend an die Ohren.

Am nächsten Tag verwunderte sich Jan Singhel über seinen Gast, den zu wecken ihm erst gegen Abend gelungen war, nachdem er in stetiger Sorge um ihn sich vergebens bemüht hatte, ihn zu einem Laut zu bewegen. Was der Alte auch versuchte, war umsonst gewesen; hinter der verriegelten Thür wollte sich nichts regen. Jan Singhel war um so unglücklicher darüber, als ihm schon in der Frühe ein Bote einen Brief gebracht, den er Pianori sofort übergeben sollte. Um die Dämmerstunde war Pianori zu ihm gekommen. Als er den Brief gelesen, erbleichte er bis in die Lippen. Unvermittelt verlangte er, daß Singhel seine Freunde holen solle.

Als Pompilius Musculus, der Rosenkreuzer, und Simon Enthuißen zum Abendessen erschienen, begann der Italiener mit seltsam funkelnden, unstat flackernden Augen höchst erregt von Gnomen, Elfen und Geistern

zu reden. Jan Singhel mußte lange Stellen aus dem Büchlein des Abbé Montfaucon de Billars vorlesen, das den Titel trug: „Graf Gabalis oder Unterhaltungen von den verborgenen und geheimnisvollen Wissenschaften nach den Prinzipien der alten Magier oder kabbalistischen Weisen.“ Pianori schien glücklich darüber zu sein, daß Singhel die mit Bildern versehene, zu Amsterdam gedruckte Ausgabe dieses Werkes besaß. Staunend hörten die Freunde Singhels den tiefsinnigen Erklärungen des Italieners zu, der sie immer von neuem wieder durch seinen Scharfsinn überraschte und durch die gleißende Lebhaftigkeit seines Wesens in Erstaunen setzte. So vergingen der Abend und die Nacht in anregenden Gesprächen. Gegen zwölf Uhr rief Pianori: „Noch in dieser Nacht sollen Sie alle Unerhörtes zu schauen bekommen, eine Offenbarung erleben, wie sie noch niemals Sterblichen geworden ist. Bisher haben Sie höchstens die Geister Verstorbener gesehen, die ins Leben zurückgerufen wurden durch die Gewalt und den Zwang magischer Künste; heute sollen Sie einen Lebenden erblicken, den Sie für tot halten werden.“

Bald darauf drängte er zum Gehen. Gemeinsam sollte ein kleines Wäldchen vor den Thoren aufgesucht werden, wo sie die Erscheinung sehen sollten. Durch Jan Singhels und seiner Freunde Wort bewogen, öffnete der Wächter das Thor und ließ sie aus der Stadt. Pianori schritt schweigend mit den Männern bis zu einer offenen Lichtung. Hell schien der Mond auf das in leichtem Dunst liegende Gras. Der Italiener schien wie verwandelt; alle Unstetigkeit war aus seinem Wesen gewichen. Mit ruhiger, klarer Stimme wies er jedem einen besonderen Platz an und gebot zuletzt laut: „Rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich Sie rufen



werde. Ich werde in dies nahe Gebüsch gehen, und bald werden Sie einen Knall hören und eine wunderbare Erscheinung sehen."

Nach diesen Worten schritt Pianori auf die bezeichnete Stelle zu. Nach kurzer Zeit kehrte er noch einmal um, trat feierlich auf Jan Singhel zu, umarmte ihn und sagte: „Bruder, ich habe dich lieb!“ Dann machte er sich von neuem auf den Weg und verschwand bald im Gebüsch. Kurz darauf krachte ein Schuß.

Schweigend erwarteten die Männer in beklommener Erregung die gewaltige Erscheinung; so angestrengt sie auch ihre Blicke auf das Gebüsch richteten, es zeigte sich nichts. Nur Jan Singhel glaubte ein dumpfes Stöhnen zu hören. Als sie nach langem Warten, unruhig geworden, das Dickicht betraten, sahen sie den Italiener tot am Boden liegen. Aus einer kleinen Wunde sickerte Blut über die rechte Schläfe.

In seinem Hause fand Jan Singhel nichts als jenen Brief, den ein ihm unbekannter Bote am Morgen für den Italiener gebracht. Er enthielt die ihm unverständlichen Worte: „Die Häscher raubten Ihr Gepäck. Amsterdam ist nicht sicher. Fliehen Sie heute noch nach England.“ Auf dem gleichen Blatt ersuchte Pianori seinen Gastfreund, er möge die Stunde seines Todes dem Herzog von Richelieu anzeigen.

Auf zwei Grabsteinen in Paris und zu Amsterdam stand der Name eines Mannes zu lesen, über dessen wahre Herkunft das Dunkel sich niemals lichtete.



Der Stern der Wicklows

Detektivgeschichte von Viktor Helling

Der junge, hochgewachsene Mann, der seine Wohnung an einem der heißesten Augustnachmittage betrat, atmete auf, als er sein Handgepäck dem Diener eingehändigt hatte. Er bestellte sich den Tee in die offene Sommerlaube, ließ sich behaglich in einen Korbstuhl sinken und heiter gestimmt die Liebesbezeugungen seines Wolfspiziges Luchs gefallen. Geschäftliche Reisen hatten ihn länger, als er gedacht, von seinem Junggesellenheim ferngehalten. Nun hoffte er, etliche Tage ruhig für sich verleben zu können.

Während er seinen Tee schlürfte, durchflog er aber doch schon wieder rasch den ihn fesselnden Teil der verschiedenen Morgenblätter, die der Diener auf den Tisch gelegt hatte. Schon nach wenigen Zeilen fand er seinen Namen; die hauptstädtische Presse meldete von seiner jüngsten dienstlichen Reise, die der Ergreifung eines gefährlichen Hochstaplers gegolten hatte, in einem kurzen Drahtbericht. Ralf Recking wußte, daß sie heute abend in Einzelheiten sich ergehend mit ihrer Anerkennung nicht sparen würde. Ihm war die Hauptsache, daß er bei den Ereignissen seine alte glückliche Hand wieder gezeigt und den Bankbeamten, hinter dem die Jagd hergegangen war, unschädlich gemacht hatte. Er schob das Blatt beiseite, zündete sich eine Zigarette an und ließ seine Blicke über die sonnenüberfluteten Bäume des Parks schweifen, die ihre Wipfel in den wolkenlosen Himmel reckten. Gedämpft klang der Lärm der Großstadt zu ihm herauf. Wo sein Blick auf Fensterreihen traf, begegnete er herabgelassenen Rolläden. Die meisten Nachbarn lebten um diese Zeit in den Bergen oder an der See. Wer konnte es ihnen verdenken? Der junge Detektiv war der letzte, der ihnen dies Be-

hagen neidete. Eben dehnte und streckte er sich wohlighaus, während seine Hand liebevoll das seidenweiche Fell des Hundes streichelte, als das achtsame Tier plötzlich die Ohren spitzte. Stirnrunzelnd horchte Ralf Recking auf und vernahm ein feines Schrillen; der Fernsprecher in seinem Arbeitszimmer klingelte.

Gleich darauf meldete der Diener Franz, daß eine Dame aus dem „Osmanischen Hof“ ihn persönlich zu sprechen wünsche.

„Ihr Name?“ fragte der Detektiv aufstehend.

Der Diener öffnete vor Ralf Recking die ins Arbeitszimmer führende Tür: „Sie wollten ihn mir nicht nennen. Ich sagte, daß Sie jetzt schwerlich zu sprechen sein würden . . .“

„Schon gut . . .“ Ralf Recking griff, sich über den Ledersessel vor seinem Schreibtisch beugend, nach dem Hörer. Mit klugen Augen sah Luchs zu seinem Herrn auf, gleichsam gespannt darauf wartend, daß dieser im nächsten Augenblick, wie es so oft nach einem Ferngespräch vorkam, Hut und Handschuh nehmen und mit ihm das Haus verlassen würde.

„Sind Sie Herr Ralf Recking selbst?“ hörte der Detektiv eine Damenstimme fragen; als er bejahte, klang ihm ein aufatmendes „Gott sei Dank!“ entgegen. Gleich danach fragte die Stimme: „Würden Sie sich noch heute einer Sache annehmen können, die mich erschreckt hat, Herr Recking? Ich bin Frau v. Tourville, vormals dem Grafen v. Wicklow vermählt, falls Ihnen der Name bekannter klingt.“

„Wenn Ihre Angelegenheit meine Dienste erfordert, stehe ich zur Verfügung. Darf ich fragen, woher Sie wissen, daß ich wieder in Berlin bin? Ich nehme an, daß Ihnen das Amt gesagt hat, daß ich verreist sei?“

„Allerdings. Allein die Zeitungen meldeten, daß Sie den Betrüger, über dessen verwegene Flucht alle Welt sprach, gestern dingfest gemacht hätten; ich hoffte daher, daß Sie zurück sein würden.“

„Sie haben richtig vermutet, Frau Baronin. Ich bin seit kaum zehn Minuten wieder in meinen vier Wänden.“

„Ich bedarf dringend Ihres Rates, Herr Recking, sonst würde ich Sie nicht belästigen. Kann ich Sie sprechen . . . könnten wir uns noch heute sehen?“

Ralf Recking glaubte einen ängstlichen Unterton aus der fragenden Stimme zu hören; deshalb sagte er, entgegen seiner Gewohnheit, sich nicht aufs Ungewisse und ohne näher unterrichtet zu sein, zu binden: „Es steht Ihnen frei, mich sofort aufzusuchen.“

„Das geht leider nicht. Es liegen jedoch Umstände vor, die ich Ihnen nur mündlich erklären kann. Auch, daß Sie in den ‚Osmanischen Hof‘ kämen, würde nicht angehen. Wir müssen uns deshalb nach fünf Uhr an einem dritten Orte treffen. Ich dachte an eine Zusammenkunft im Geschäft meiner Schneiderin . . .“

Der Detektiv lächelte: „Eine Krieglüst findet meinen Beifall. Bitte, nennen Sie mir die Adresse der Dame.“

„Meraner Straße 18, Fräulein Klingsohr.“

„Sagen wir halb sechs. Und ich frage nach wem?“

„Nach . . . nach . . . warten Sie . . .“

Das Gespräch schien durch das Dazwischentreten eines dritten gestört. Ralf Recking behielt den Hörer am Ohr; Nebengeräusche ließen ihn erkennen, daß Frau v. Tourville mit einem Herrn sprach. Er verstand den Namen Georg. Dann plötzlich, mit einem anderen Tonfall, hörte er die Stimme der Dame sagen: „Es bleibt bei der verabredeten Änderung des Mantels. Ich verlasse mich auf Sie.“

„Gewiß,“ rief Ralf Recking leise; die Dame brach das Gespräch ab.

Der Detektiv zündete sich eine neue Zigarette an. Dann läutete er den Direktor des „Osmanischen Hofes“ an, der ihm persönlich bekannt war.

„Hallo. Sie sind es selbst, Herr Bauendahl? Danke! Hier Recking. Ich bitte um eine streng vertrauliche Auskunft.“

Herr Bauendahl beglückwünschte zunächst den Detektiv zu seinem Erfolg. Ganz Berlin spräche davon. Es wäre ihm eine besondere Ehre, ihm dienen zu können.

Der Detektiv bat, unauffällig feststellen zu wollen, wer ihn eben unter Amt Lügow IIII angerufen habe. „Es fiel der Name Wicklow, der mir von irgendwoher im Gedächtnis ist. Ich verlasse mich, wie immer, auf Ihre Verschwiegenheit.“

„Selbstverständlich. Ich werde sofort das Fräulein von der Zentrale persönlich befragen.“

Fünf Minuten später erhielt Ralf Recking die Nachricht, er sei vom Zimmerfernsprecher Nummer 38 angeläutet worden, und zwar von Herrn v. Tourville, der mit seiner Gemahlin seit annähernd acht Tagen im Hotel wohne. Auf die Frage, ob er weitere Angaben wünsche, erwiderte der Detektiv: „Danke, verehrter Herr Direktor, es besteht augenblicklich kein Grund; ich suche nur nach einem kleinen Sporn für mein Gedächtnis. Ist Ihnen bekannt, wo die Herrschaften herkommen?“

„Aus Horawig. Scheint ein Rittergut zu sein.“

„Verbindlichsten Dank. Das genügt mir vollkommen.“

Ralf Recking legte den Hörer hin. „Horawig . . .“ wiederholte er. „Wie doch eine Kleinigkeit oft genügt,

uns eine ganze Geschichte in die Erinnerung zu rufen.“ Vor Jahr und Tag war der Name des Schlosses Horawitz eine Zeitlang häufig in den Tagesblättern genannt worden. Es war den Flammen zum Raub gefallen, und die Zeitungen erinnerten bei der Gelegenheit an ein früheres Unglück, das dem Besitzer widerfahren war. Als der Name Wicklow fiel, hatte er sofort aufgehört. Wahrscheinlich nannte ihn Frau v. Tourville nicht unabsichtlich; sie erwartete gewiß, daß er ihm genug zu sagen vermöge.

In die Sommerlaube zurückgekehrt, rief der Detektiv sich die mit dem Wort verknüpften Einzelheiten zurück. Auf Schloß Horawitz war auf höchst räthelhafte Weise eine junge Dame, die Verlobte des Besitzers von Horawitz, verschwunden. Der unerklärliche Vorfall war um so tragischer, als er sich kurz vor dem geplanten Hochzeitstag ereignete. Graf Wicklow hatte hohe Belohnungen ausgesetzt, und es waren emsige Beamte und gute Köpfe um die Aufklärung des Falles bemüht gewesen. Ihre Nachforschungen waren erfolglos geblieben, bis — Ralf Recking fuhr sich mit der Hand über die Stirn — bis eines Tages, im Zusammenhang mit der Nachricht von dem Schloßbrand, in den Zeitungen kurz erwähnt wurde, daß jene so lang verschollene Braut des Grafen Wicklow nicht mehr am Leben sei. Der Detektiv suchte sich aller ihm damals bekannt gewordenen Ereignisse zu erinnern und sie logisch zu ordnen; aber er kam nicht weiter. Hier war eine Lücke. Dieser Totmeldung mußte doch das Auffinden der Vermißten vorangegangen sein. Doch, wie diese schon lange ver-gessenen Geschehnisse auch liegen mochten, ein Fall, der sich mit der Familie Wicklow beschäftigte, konnte sicher nicht alltäglich sein. Reizvoll war es allein schon,

zu erfahren, in welcher Weise die Polizei damals vorgegangen war.

Wer diese Frau Mara v. Tourville-Wicklow war, darüber würde das Taschenbuch der gräflichen Häuser Aufschluß bieten. Ralf Recking durchblätterte die letzten Jahrgänge und fand bald das Gesuchte. Es gab zwei Linien, eine gräfliche und eine freiherrliche; die erstere, auf Horowitz ansässige, nannte nur einen Grafen Hilmar Wicklow, der achtundzwanzigjährig, Reserveoffizier eines Gardereiterregiments und unverheiratet war. Seine Mutter, Gräfin Mara, eine geborene Reichsgräfin Halm-Hochstetten, war als Witwe aufgeführt. Über eine Verhehlung mit dem Herrn v. Tourville fand sich in dem Taschenbuch nichts; diese Verbindung mußte demnach neuesten Datums sein. Die andere Wicklowsche Linie stand gleichfalls, wie der „Freiherrliche Gotha“ auswies, auf zwei männlichen Augen, war im übrigen aber töchterreich und auf mehreren Gütern in Schlesien ansässig.

Ralf Recking legte die Bücher weg, knipste seine Asche ab und warf einen Blick auf seine Uhr am Handgelenk. Wenn er sich beeilte, blieb ihm noch Zeit genug, um ein Bad zu nehmen und sich umzukleiden.

Kurz vor fünf verließ er, erfrischt und im leichten Sommeranzug, das Haus und benützte die Untergrundbahn. Pünktlich zur Minute drückte er auf den Klingelknopf der Damenschneiderin Klingsohr vor deren im ersten Geschos gelegenen Werkstätte. Eine ältere Dame öffnete und bat ihn einzutreten.

„Sie sind gewiß der Herr, den Frau v. Tourville erwartet? Bitte, bemühen Sie sich in dies Zimmer; Frau Baronin wird sofort kommen; sie rief eben an und teilte uns mit, daß ihr Kommen sich um einige

Minuten verzögern dürfte; sie müsse jemand zur Bahn begleiten.“

Ralf Recking bemerkte, daß man auf sein Kommen vorbereitet war, und glaubte annehmen zu dürfen, daß sein Name nicht genannt worden war. Er fand diese Vorsicht der Baronin anerkennenswert und erblickte darin einen Hinweis, wie ernst es seiner Auftraggeberin mit ihrem Anliegen sein mußte. Während er sich davon überzeugte, daß der Raum, in dem er wartete, durch eine Doppeltür gegen Lauscher gesichert war, hielt vor dem Hause ein Kraftwagen. Ralf Recking sah eine ältere, schlanke Dame aussteigen und mit dem Führer ein paar Worte wechseln. Ehe er sie, durch die zarte Gardine geschützt, genauer anzusehen vermochte, fesselte ihn ein zweiter Wagen, der wenige Häuser weiter nur für einen Augenblick langsam anhielt, um gleich wieder weiter zu fahren. Der kurze Aufenthalt genügte, um Ralf Recking wahrnehmen zu lassen, daß aus dem Wagen ein Herr mit glattrasiertem Gesicht und grünem Lodenhut sich leicht herausbeugt und ebenso schnell wieder zurückgelehnt hatte. Dann jagte das Gefährt in der Richtung nach dem Bayerischen Platz davon.

Frau v. Tourville, von der raschen Fahrt erhitzt, im übrigen aber etwas bleich und mit dunkelumränderten Augen in dem feingeschnittenen Gesicht, eine aristokratische Erscheinung, wie sie Recking erwartete, betrat eilig das Zimmer; geräuschlos schloß sich hinter ihr die Tür.

„Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie kamen, Herr Recking,“ sagte sie, ihm die in gelben Wildlederhandschuhen steckende schmale Hand reichend. „Es war mir peinlich, daß ich Sie warten lassen mußte.“

Mit höflich abwehrender Handbewegung lud Ralf Recking Frau v. Tourville zum Sitzen ein: „Das konnten

Sie gewiß nicht voraussehen," erwiderte er, seine grauen Augen freundlich auf sie richtend. Er sah, daß sie etwa vierzig Jahre alt sein mochte; das ebenmäßige Gesicht war von braunem Haar umwehlt, in dem noch keine ergrauten Haare schimmerten. Eine Falte zwischen den Brauen und ein kleiner scharfer Zug an den Mundwinkeln gaben dem Gesicht einen sorgenvollen und zugleich herben Ernst.

"Ich nehme an," fuhr er fort, "daß Sie erst Ihren Herrn Gemahl zur Bahn begleiten mußten."

Frau v. Tourville sah überrascht auf. "Hörten Sie das von Fräulein Klingsohr?"

"Nein. Mir wurde nur gesagt, daß Sie jemanden zur Bahn begleiteten. — Ich täusche mich wohl nicht, daß der Herr, der unser Ferngespräch, das Sie so geschickt zu beenden verstanden, Ihr Gatte war. Ich glaubte, den Namen Georg zu hören."

"Ah, daher! Sie hörten und vermuteten recht. — Um es vorauszuschicken, mein Mann soll von meiner Bitte, mit der ich mich an Sie wenden möchte, nichts erfahren. Ich brachte ihn zur Bahn, da er auf zwei Tage zur Jagd fahren wird."

"Bis an den Zug oder nur bis zum Bahnhof? — Verzeihen Sie die nebensächliche Frage. Sie soll Ihnen nur zeigen, daß ich auf jede kleine, unscheinbare Nebensächlichkeit Wert lege. Deshalb bitte ich Sie auch, mir im Falle Ihres Anliegens auch das zu sagen, was Sie vielleicht für unwesentlich ansehen. Nur so vermag ich schnelles Arbeiten in Aussicht zu stellen."

"Ich folgte meinem Mann nur bis an den Bahnhof," sagte Frau v. Tourville und setzte hinzu: "Ich fürchte, es wird trotz allem nicht schnell gehen. Wo fange ich nur an ...?"

„Bitte, gnädige Frau, schütten Sie mir ruhig Ihr Herz aus. Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, hängt Ihr Besuch mit den schmerzlichen Ereignissen zusammen, die das Haus Wicklow vor längerer Zeit betrafen. Sie machten vermutlich Wahrnehmungen, die in jene trübe Zeit zurückführen . . . Beobachtungen, die Sie mir anvertrauen möchten, und das wünschen Sie ohne Wissen und Wollen Ihres jetzigen Herrn Gemahls zu tun.“

Erstaunt und fast bestürzt erwiderte Frau Mara v. Tourville: „Ihre Vermutungen sind richtig.“ Sich leicht zurücklehrend fuhr sie fort: „Dieses schnelle Verständnis wird mir die Aussprache sehr erleichtern, bester Herr Recking. Ich sehe, daß der Name Wicklow, den ich Ihnen nannte, Sie an die traurigsten Ereignisse meines Lebens erinnerte.“

„Die mir allerdings nur in ganz groben Umrissen bekannt sind.“

„Die Erinnerung daran könnte längst begraben sein, wenn mich nicht täglich das schwere Leiden meines lieben Sohnes an sie gemahnte. Heute morgen versetzte mich außerdem ein überraschender Umstand in die größte Aufregung. Doch ich will auf den Kernpunkt der Sache kommen, zumal Sie vielleicht noch heute irgendwelche Anordnungen treffen könnten. Ich lebte seit dem frühen Hinscheiden meines Mannes, des Grafen Jesko, anfangs sehr zurückgezogen auf unserem Familienbesitz Horawitz ganz mit der Erziehung meines einzigen Sohnes Hilmar beschäftigt. Darin trat eine Änderung erst mit dem Tage ein, als Hilmar die Ritterakademie zu Leuchtenberg besuchte, wo er seine Reifeprüfung ablegte. Von dieser Zeit an und später, als mein Sohn auf einigen süddeutschen Universitäten studierte und

zweischendurch bei einem Dragonerregiment diente, verbrachte ich den größten Teil des Jahres auf Reisen. Auf einer Reise lernte ich meinen jetzigen Gatten, George Dieudonné v. Tourville, kennen. Er ist Normanne von Geburt und lebte lange Zeit in England, wo er auch naturalisirt wurde. Wir lernten uns, einander an großen Plätzen treffend, näher kennen, und vor vier Jahren ließen wir uns in Spaa trauen. Ich besitze Privatvermögen, so daß die eingegangene Ehe meinen Sohn oder die Erträgnisse von Horawitz nicht berührte, wenn ich auch zu meinem Schmerze bemerken mußte, daß mein Sohn anfangs meine Wahl ganz und gar nicht verstehen konnte. Auch weiterhin verbrachten wir die meiste Zeit auf Reisen, und allmählich besserte sich auch das Verhältnis zwischen Hilmar und meinem Mann. Hilmar hatte inzwischen ein junges Mädchen, eine Künstlerin, kennen und lieben gelernt — um ganz offen zu sein, sie war Schulreiterin. Sie können sich denken, wie schmerzlich mich diese Wahl meines einzigen Kindes traf. Trotz meiner Vorstellungen und Bitten zeigte sich mein Sohn entschlossen, mit allen Überlieferungen zu brechen und das Mädchen zu heiraten. Mein Gatte verstand meine Empfindungen, bereitete aber der Wahl keine Schwierigkeiten; ja, was das erwähnte gute Verhältnis anbetrifft, das sich zwischen ihm und meinem Sohn anbahnte, darf ich wohl sagen, daß dies in erster Linie dem stillschweigenden Gutheißsen des mich erschreckenden Entschlusses seitens meines Mannes zu danken ist. Im Frühling waren es zwei Jahre, daß wir in Horawitz die junge Esther Ferrani kennen lernten. Sie kam nur auf etliche Stunden in Begleitung eines Oheims, eines Rechtsanwalts Murrner aus Berlin, eines Mannes, der mir im höchsten Maße mißfiel.“

Ralf Recking machte sich ein paar kurze Notizen; dann fragte er: „Gestatten Sie mir, Frau Baronin, daß ich mir eine Zigarette anstecke?“ Als Frau v. Tourville ihn darum bat, setzte er lächelnd hinzu: „Es geht mir als Raucher wie jenem Großfürsten, der mitten während der Krönung des Zaren die Kathedrale verlassen haben soll, um einem unwiderstehlichen Zwange zu folgen und eine Papyros zu rauchen. Jener Prinz entflohen den Eindrücken, um sie mit dem Rauch seiner Zigarette zu verflüchtigen, während ich mir das jeweilig Gehörte nur fester einzuprägen pflege. Darf ich übrigens fragen, was Ihnen an Herrn Murrner besonders mißfiel?“

„Der erste Eindruck schon war ungünstig. Und dann entsprachen weder die Redeweise, noch die sonstige Auf-
führung dem, was von einem Mann dieser Stellung zu erwarten gewesen wäre. Ich mag ihm aber Unrecht getan haben.“

„Sie sahen ihn nur jenes eine Mal?“

„Allerdings. — Warum fragen Sie?“

„Weil es meines Wissens keinen Anwalt dieses Namens in Berlin gibt.“

„Oh, er ist tot. Mein Gatte erfuhr es. Das erklärt alles.“

Ralf Recking machte eine leichte Bewegung mit der Hand. „Bitte, fahren Sie fort, gnädige Frau.“

„Die Braut meines Sohnes übertraf meine Erwartungen, wenngleich ich sie mir jünger vorgestellt hatte. Sie war ein Jahr älter als Hilmar. Außer ihrem übertriebenen Schmuck, den sie zu einem etwas auffälligen Kleid trug, gemahnte nichts an ihre hinter ihr liegende Künstlerlaufbahn. Sie war zweifellos schön, ihre dunklen Augen zogen seltsam an, ihre Figur schien vollkommen, wenn auch, wie gesagt, der erste

Schmelz der Jugend vorüber war. Sie sprach wenig und war bescheiden. Um so lebhafter war mein guter Junge, und da ich ihm das Glück, das er sich von dem Leben erträumte, aus den Augen lachen sah, überwand ich meine Voreingenommenheit; ja ich muß sagen, daß ich Esther lieb gewann. Ihr Eindruck beruhigte mich über vieles.“

Frau v. Tourville seufzte. „Nach diesem kurzen Beisammensein sollte die Trauung im allerengsten Familienkreis unser nächstes Wiedersehen bilden. Die Briefe Hilmars atmeten eitel Jubel und Dankbarkeit, weil ich ihm zu seiner Wahl meinen Segen nicht länger vorenthielt. Alles wurde zur Hochzeit instandgesetzt. Ich selbst übergab meinem großen Jungen den alten Wicklowschen Familienschmuck, ein überaus prächtiges Geschmeide, ein Diadem und eine dreireihige Halskette von großem Wert. Der Stifter, ein Ahnherr meines ersten Mannes, der den Schmuck um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Orient erwarb, hatte es zur Bestimmung gemacht, daß die Kleinodien stets der jeweiligen Herrin von Horawitz zur Morgengabe beschert werden sollten. Das Schönste an dem Schmuck war der große Diamant im Diadem, der, wie es in der erwähnten Stiftungsurkunde heißt, dereinst das Auge eines buddhistischen Götterstandbildes gebildet haben, dann von einem französischen Deserteur geraubt und nach Malaga gebracht worden sein soll. Dort kaufte ihn ein Schiffskapitän für zweitausend Zechinen, und von letzterem erwarb ihn wieder ein Juwelenhändler in Konstantinopel.“

„Diese Geschichte erinnert ja an die des berühmten Dr. Loffdiamanten.“

„Gewiß, sie klingt ganz ähnlich. Mit jenem be-

rühmten Stein hatte unser Diamant eines gemeinsam: er leuchtete im Finstern. Wir Wicklows nannten ihn deshalb den ‚Stern‘. Doch lassen Sie mich nach dieser Abschweifung zu den Begebenheiten auf Horawik zurückkehren. Ich kam mit meinem Gatten aus Baden-Baden, wo wir die letzten Wochen vor der Hochzeit meines Sohnes verbrachten, unterbrachen zu sehr ungelegener Zeit die Kur meines Mannes und langten eben in Berlin an, als uns eine Depesche meines Sohnes, der bald eine zweite und mehrere folgen sollten, von dem unerklärlichen Verschwinden Esthers benachrichtigte — einem spurlosen Verschwinden, das um so räthelhafter schien, als es zur Nachtzeit, während alle Pforten des Herrenhauses geschlossen waren, erfolgt sein mußte. Mit Esther war der alte Erbschmuck verschwunden, mit dem sie sich kurz vorher vor ihrem Standspiegel geschmückt hatte, doch legte mein Sohn darauf nicht den geringsten Wert, denn es stand bei ihm sogleich fest, daß seiner Verlobten lediglich ein Unglücksfall zugestoßen sein konnte, und hierin gaben ja auch leider die unsäglich traurigen Beweise der späteren Zeit seinen düsteren Ahnungen nur allzu recht. Es war dem im nachfolgenden Winter auf unserem Horawik auskommenden Brande vorbehalten, das grauenvolle Geheimnis zu entschleiern, das über dem Verschwinden der Ärmsten schwebte.“

Ralf Recking blickte auf; eine Sekunde lang ruhten seine Augen fragend auf den Lippen Frau Maras; dann senkte er kaum merklich den Kopf, während Frau v. Tourville sagte, er werde erschrecken. In Wahrheit ahnte er, was er jetzt hören sollte: die Feuersbrunst hatte einen bis dahin nie geöffneten Schrank in einem Seitenflügel des Schlosses ergriffen, einen Schrank

mit verstecktem Schloß, der noch aus der Schwedenzeit herrührte — wie später festgestellt wurde, stand er mit einem geheimen Gang in Verbindung — und in diesem Schrank waren die sterblichen Überreste von Hilmars geliebten Braut aufgefunden worden.

Frau Mara schwieg nach dieser Erzählung eine Zeitlang; das erschütternde Ereignis griff ihr noch immer ans Herz. Ohne sie durch eine Frage zu stören, verharrte Ralf Recking in seiner Stellung. Nur seine Augenlider senkten sich, und die Brauen zogen sich zusammen. Als Frau Mara aufblickte, fand sie, daß das Gesicht des Mannes, dem sie so Furchtbares und Entsetzliches mitteilte, mehr menschliche Anteilnahme vertragen könnte; aber der Detektiv, dessen Mienen im Augenblick eine fast unheimlich stählerne Härte zeigten, schien Erschrecken und Wundern längst verlernt zu haben.

„Demnach war die Unglückselige des Hungertodes gestorben,“ fuhr sie erregt fort. „Unser Schmerz war grenzenlos.“

Ralf Recking nickte. Leiser als sonst sagte er: „Ich vermag mich in Ihre beklagenswerte Lage zu versetzen. Daß Fräulein Ferrani gestorben war, las ich. Was Sie mir aber eben über den Tod der Dame erzählten, war mir und wohl fast aller Welt bis zur Stunde unbekannt.“

„Das war unser Wunsch. Und daß wir es so wünschten, wird Ihnen um so begreiflicher sein, als mein Sohn Hilmar seit jener Zeit gemütskrank ist. Schwer gemütskrank, wenn ich es auch als Mutter nicht übers Herz bringe, zu sagen hoffnungslos. Er lebt zurzeit in einer Nervenheilstätte in Wehldorf. Das wäre die bittere Wahrheit, die zur Vorgeschichte dessen gehört, weswegen ich zu Ihnen kam.“

Der Detektiv richtete sich auf. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Fürs erste ist das alles, was ich hierüber zu wissen brauche.“

„Sie sind bereit, mir zu helfen, wenn ich Ihnen jetzt noch mehr anvertraue?“

„Sie meinen die Herbeischaffung des Schmuckes?“ Ralf Recking lächelte, als Frau v. Tourville ihn bestürzt anblickte. „Ich vermute, was Sie mir noch zu sagen haben, und erwidere Ihnen im voraus, daß ich alles tun werde, was mir möglich ist, denn der Fall fesselt mich.“

„Sie sind auf der richtigen Fährte, Herr Recking,“ sagte Frau v. Tourville. „Bei der toten Esther Ferrani fand sich nichts von dem Schmuck. Die Entdeckung der Armsten, deren Überreste durch das Feuer vernichtet und nur soweit erhalten waren, um uns die traurige Gewißheit zu geben, wen wir vor uns hatten, ließ keinen anderen Gedanken aufkommen. Was galt uns das Geschmeide gegenüber dem tiefen Schmerze meines Sohnes? Er hätte mit tausend Freuden alle Schätze dieser Welt hingegeben, wenn er dem grausigen Verhängnis damit hätte entrinnen können. Immerhin fanden sich, wie ich ausdrücklich erklären möchte, einzelne abgesprengte Stücke sowohl von der Fassung des Diadems, als von dem Kollier in Schutt und Asche vergraben. Die Mordkommission, die eine eingehende Untersuchung an Ort und Stelle vornahm und den Leichnam zur Bestattung freigab, hat die Stücke gesammelt und auch den Boden eifrig durchsucht. Von den Perlen und Diamanten war nichts zu entdecken, und was nicht durch Feuer zerstört wurde, konnte leicht durch die von dem Brande herbeigerufenen Helfer auf irgend eine Weise beiseitegeschafft, zertreten oder weggeworfen sein.“

Der ganze Schloßflügel war ja nichts als eine Trümmerstätte.“

„Sind Verhöre wegen des Schmuckes mit den von Ihnen erwähnten Helfern angestellt worden?“

„Ja. Aber ohne jeden Erfolg. Mich nahm damals der Zustand meines Hilmar ganz und gar in Anspruch, der zwischen Leben und Tod schwebte. Der Erbschmuck der Wicklows galt mir für verloren.“

„Und Ihr Herr Gemahl?“ fragte Ralf Recking.

„Mein Gatte gehörte zu den eifrigsten Nachforschern; Tag für Tag untersuchte er den Trümmerhaufen; einmal fand er auch noch eine zu dem Diadem gehörige winzige goldene Spange. Das war aber auch alles. Er zeigte sich ganz ärgerlich über seine nutzlosen Nachgrabungen und war erst nach Wochen von der Ausichtslosigkeit weiteren Forschens zu überzeugen. Allmählich fand auch er sich mit der Erkenntnis der Nutzlosigkeit weiterer Bemühungen ab. Heute morgen nun trete ich zufällig, durch die Auslage einer kleinen, eigenartigen Ugraffe angelockt, in das große Juweliengeschäft von Gebrüder Wallenrodt auf der Friedrichstraße, das Ihnen bekannt ist . . .“

„Unser erstes Geschäft. Und was entdeckten Sie hier?“

„Einen birnförmig geformten Diamanten vom reinsten Wasser, der in Silber und ‚à jour‘ gefaßt vor dem Geschäftsinhaber auf einem samtnen Tuche lag. Erregt trat ich näher und ersuchte um die Erlaubnis, den Stein betrachten zu dürfen. Im nächsten Augenblick erfaßte mich eine seltsame Unruhe. War schon die Form und Größe des Diamanten von der unseres verlorenen ‚Sterns‘ nicht zu unterscheiden, so entriß mich die Art der Fassung jeder Täuschung. Zwei kleine

Es in dem silbernen Fassungsreif ließen jeden Zweifel verstummen. Ich erklärte, daß dies der vermißte Stern der Wicklows sei und daß ich unbedingt erfahren müsse, wie der Juwelier in seinen Besitz gekommen sei. Gleichzeitig nannte ich meinen Namen. Der Herr machte mich liebenswürdig darauf aufmerksam, daß er meine Erregung zwar verstehe, daß er aber doch wohl an eine Täuschung glaube. Der Mann, der ihm diesen Stein zum Kauf angeboten habe, sei ein Holländer. Es stünde mir frei, mich mit dem Herrn persönlich darüber zu unterhalten, wie er in Besitz des Steines gekommen sei. Er selbst habe sich zum Ankauf noch nicht entschließen können, und er schlage mir deshalb vor, daß ich heute abend pünktlich halb acht Uhr mich bei ihm einfinden solle; dies sei die Zeit, da der holländische Händler, der im Centralhotel abgestiegen sei, wieder bei ihm vorsprechen werde. Schließlich bat er, mich nur noch darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß es Brauch sei, wenn meinerseits ein Kauf zustande käme, daß eine gewisse Vermittlungsgebühr an seine Firma zu entrichten sei. Ich hörte zerstreut zu und beeilte mich, in unser Hotel zu kommen, wo ich in begreiflicher Aufregung bei meinem Mann anlangte. Als ich ihm von meiner Entdeckung erzählte, schüttelte er verständnislos den Kopf; er ist von einer Täuschung überzeugt. Als ich mich nicht beruhigen ließ, erbot er sich, den holländischen Händler im Centralhotel aufzusuchen.“

„Kennen Sie den Namen des Holländers?“

„Er nennt sich Wagenaar. — Nach einer hängen Stunde für mich kehrte mein Gatte lachend zurück. Er hatte den Mann gesprochen und ist fester als je davon überzeugt, daß mich meine Sinne in der Auf-

regung betrogen haben. Der Holländer wies ihm auf Grund einwandfreier Quittungen nach, daß der Stein aus dem Stirnreif einer italienischen Marchesa Guiliano stammt, und daß er bereit sei, mir die zugehörigen Stücke der Fassung, die mich irregeleitet haben, noch heute bei Gebrüder Wallenrodt vorzulegen. Wagenaar würde mich zur festgesetzten Stunde erwarten und sei im übrigen erbötig, mir den Stein, der mich so lebhaft an den ‚Stern‘ der Wicklows erinnere, zu einem angemessenen Preis abzulassen. Mein Gatte, der seine Jagdeinladung nicht mehr absagen konnte, stellte mir die erforderliche Summe zur Verfügung, wenn ich auf dem Ankauf bestände. Was sagen Sie nun, Herr Recking? Was soll ich nun?“

„Ihr Herr Gemahl ist vermögend?“ fragte der Detektiv, der sich erhob.

„Ich bin über die Höhe seiner Kapitalien, die zum meist im Ausland untergebracht sind, nicht unterrichtet. Er stellte mir aber für morgen bei einer hiesigen Bank einen Scheck in Aussicht, da heute die Banken schon geschlossen waren; ein Anerbieten, das ich ablehnte. Ist es der echte ‚Stern‘ der Wicklows — und ich bin von meiner Überzeugung nicht eher abzubringen, bis mir das Gegenteil bewiesen ist —, so bedarf es keiner Kaufsumme, dann gehört der Stein uns. Ist es der echte Diamant nicht, dann verzichte ich auf den Kauf. Meine Bitte an Sie ist nun, daß Sie mich zu Wallenrodt begleiten. Es ist fast noch eine Stunde Zeit. Wollen Sie?“

Ralf Recking nickte. „Ich werde in unauffälliger Form zugegen sein, wenn Sie nach Herrn Wagenaar fragen. Ich bedauere nur, daß der Gang umsonst sein wird.“

„Sie glauben . . .?“ fragte Frau v. Tourville verwundert.

„Während wir hier plaudern, wird der geschätzte Mynheer es vorgezogen haben, seinen Herrn Wallenrodt angebotenen Diamanten wieder an sich zu nehmen.“

Frau Mara fuhr auf: „Das wäre . . .“

„Das wäre das erste untrügliche Glied einer Kette von Beweisen, die ich Ihnen zum Ganzen zu fügen mir erlauben werde, gnädige Frau. Heute werde ich Sie nicht mehr sprechen, und alle weiteren Fragen möchte ich auf morgen verschieben. Vielleicht paßt es Ihnen, um die Mittagstunde, sagen wir ein Viertel nach zwölf Uhr, eine Ausfahrt zu unternehmen. Ich würde Sie bitten, dann einen Kraftwagen vor dem ‚Osmanischen Hof‘ heranzuwinken.“

„Das ginge gewiß, da mein Mann noch nicht von der Jagd zurück ist.“

„Wollen Sie trotzdem Ihr Verhalten genau so einrichten, als wenn Ihr Herr Gemahl zu jeder Minute wieder da sein könnte — mit anderen Worten, in derselben vorsichtigen Weise wie heute.“

„Warum?“

Ralf Recking griff nach Stock und Hut. „Frau Baronin, ich werde Ihnen zur rechten Stunde über jeden meiner Schritte Rede und Antwort stehen, und diese Zeit wird kommen. Für jetzt habe ich nur noch zwei Fragen auf dem Herzen. Möge Sie die erste nicht verletzen. Stehen Sie zu Ihrem Herrn Gemahl in einem völlig ungetrübten Vertrauensverhältnis?“

In Frau Maras Wangen glomm dunkles Rot auf. „Wie soll ich Ihnen darauf antworten?“ fragte sie zögernd. Dann sagte sie, Mut fassend: „Erst wohl. In letzter Zeit freilich — wie auch heute — glaube ich

mich von ihm beobachtet. Ich weiß nicht, wie ich sagen soll, es ist, als sei etwas Unsichtbares zwischen uns getreten, vor dem mich unerklärlich bangt. Vielleicht ist die Nervosität meines Gatten schuld daran. Damals in Baden-Baden litt er sehr daran. Vielleicht meine eigene, die von der Sorge um Hilmar herrührt . . .“

„Ich danke Ihnen. Mehr wünsche ich nicht zu wissen. Zudem sehe ich, daß Sie vorsichtig und tapfer sind. Und nun noch meine zweite Frage: Wie sah jener Herr Murrner aus?“

„Herr Murrner?“ fragte Frau v. Tourville erstaunt, die den Grund dieser Frage nicht begriff.

„Ich meine den Oheim der Braut Ihres Sohnes, Frau Baronin. Nehmen Sie an ihm — wie man sich in der Polizeisprache ausdrückt — besondere Kennzeichen wahr?“

„Ich erinnere mich nur flüchtig. Wie ich schon sagte, erschien er mir etwas gewöhnlich. Doch eben fällt mir ein, daß er merkwürdigerweise auf einem seiner Handrücken eine Tätowierung trug. Als er damals meinen erstaunten Blick bemerkte, da doch Tätowierungen in den Kreisen, denen Herr Murrner angehörte, nicht alltäglich sind, gab er eine Geschichte zum besten, wie er dazu gekommen sei. Auf einer Reise in Ostindien, wenn ich mich recht entsinne, habe er sich diese Tätowierung machen lassen. Mein Mann wußte damals zu erzählen, daß auch König Georg von England auf seiner Japanreise sich scherzeshalber hätte tätowieren lassen. Aber was wollen Sie? Herr Murrner ist tot. Ich habe auch keine Erinnerung mehr daran, was die Tätowierung darstellte.“

„Ich danke, es genügt mir.“ Noch eine förmliche Verbeugung, und der Detektiv schritt zur Tür. Auf

dem Flur angelangt, bat er das Dienstmädchen, ihn zum hinteren Ausgang hinauszulassen. Das Mädchen verstand erst nicht, fügte sich dann aber kopfschüttelnd. Dabei streifte es den schlanken Ralf Recking, den es für einen Liebhaber der alternden Baronin hielt, mit einem schelmischen Blick.

Als Frau Mara v. Tourville zögernden Fußes um halb acht Uhr den hellerleuchteten Laden von Gebrüder Wallenrodts betrat, machte ihr ein älterer, hagerer Mann Platz, der ein Kassenbote zu sein schien, und dem Ausgang zuschritt. Nie wäre sie auf den Gedanken gekommen, daß sie noch vor einer Stunde mit diesem Unbekannten geplaudert und mit ihm an dieser Stelle das nächste Wiedersehen verabredet hatte. Der angebliche alte Kassenbote, der einige Male vor dem Geschäft stehen blieb und in seiner Aktentasche etwas zu suchen schien, war Ralf Recking. Die kurz bemessene Frist hatte nicht nur zu seiner Verkleidung, sondern auch zu einer Erkundung genügt, wiewohl er sich weder von der Geschwindigkeit, noch der beobachteten Vorsicht einen greifbaren Erfolg hatte versprechen dürfen. Es war gekommen, wie er es vorausgesehen. Von der Meraner Straße hatte ihn der Kraftwagen nach dem Zentralhotel getragen, in dem er dem Pförtner kein Unbekannter war. Rasch konnte er hier mit dessen Hilfe feststellen, daß kein Holländer namens Wagenaar im Hotel wohnte oder in der letzten Zeit dagewesen war. Der Mann, der sich unter dem Namen des Holländers bei Gebrüder Wallenrodts einführte, mußte demnach einen genügenden Paßausweis und überdies die nötige Dreistigkeit besitzen, sonst hätte er nicht den kostbaren Diamanten in den Händen der Wallenrodts gelassen.

Es konnte aber auch sein, daß er nichts Ernstliches zu befürchten hatte, weil ihn jederzeit ein Hintermann mit seinem Namen zu decken in der Lage war — durch einen, der sich einwandfrei über den Erwerb des Wicklowschen ‚Sterns‘, wenn Not an Mann kam, ausweisen konnte.

Ralf Recking überquerte noch einmal mit trippelndem Gang und allen Anzeichen eines ängstlichen Fußgängers die Friedrichstraße in der Nähe des Wallenrodtschen Geschäftes, dann, als er nichts Verdächtiges wahrnahm, bestieg er vorsichtig einen Pferdeomnibus und dachte dabei an die arme Frau Mara, die um dieselbe Zeit um eine schmerzliche Enttäuschung reicher sein würde. Im Kontor der Wallenrodts, bei denen sich der Detektiv vorher telephonisch angemeldet, erfuhr er als Kassenbote von dem jüngeren der beiden Geschäftsinhaber, was er nicht anders erwartete. Kurz nach sechs Uhr waren zwei Herren im Kraftwagen vorgefahren; der eine war der Besitzer des Diamanten, Herr Wagenaar; der andere, der sich Baron v. Tourville-Horawitz nannte, erklärte, er habe Nynheer Wagenaar aus dem Hotel abgeholt, um von ihm im Auftrag seiner Gattin den am Vormittag von ihr besichtigten Stein zu erwerben. Er zeigte sich sehr erstaunt über die Ähnlichkeit, die der Stein mit einem bei einem Brande abhanden gekommenen, aus dem Besitze seiner Gattin stammenden Familiensstück aufweise. Dieser Herr händigte dem Holländer in einem Briefumschlag die ausbedungene Summe ein und bezahlte anstandslos der Firma eine Vermittlungsgebühr.

„Wie Sie sehen, ein klares Geschäft,“ hatte Herr Wallenrodts hinzugefügt. „Es verhielt sich alles genau so, wie mein Bruder der Frau Baronin bereits mittags erklärte.“

Ralf Recking hatte bedauernd die Achseln gezuckt und erklärt: „Ein Geschäft, das den beiden Ehre nmännern Geld wert sein durfte. Im übrigen werden Sie gut daran tun, verehrter Herr Wallenrodt, die Summe vorläufig noch nicht zu buchen. Ich darf Sie aufmerksam machen, daß dieser Edelsteinhändler nicht ganz geheuer ist.“

Dann ließ er sich von dem Juwelier eine genaue Beschreibung der fraglichen Herren geben und erfuhr, daß Herr Wallenrodt auf einem der Handrücken des Holländers eine etwa talergroße Brandwunde oder dergleichen aufgefallen sei. Der Herr, der sich für Frau Maras Gatten ausgegeben, trug einen gelben, leicht angegrauten Kinnbart. Hier stimmte etwas in Ralf Reckings Berechnung nicht; Herr v. Tourville war glatt rasiert. Aber wenn auch! Rätsel sind ja auf der Welt, um gelöst zu werden, und wenn alles so einfach läge, wenn jedes Dunkel sich sofort spielend und mühelos aufhellen ließ, dann wäre ja der nicht selten dornenvolle Beruf eines Detektivs der überflüssigste, den es gibt.

Ralf Recking hatte Herrn Wallenrodt, bevor er den Laden verließ, noch eingeschärft: „Vergessen Sie nicht, Frau v. Tourville ausdrücklich zu sagen, daß der Begleiter Mynheer Wagenaars einen Kinnbart trug.“

Der Omnibus trug den Detektiv in den dämmernden Abend, und bald hatte er sein behagliches Heim erreicht, wo er die Verkleidung ablegen konnte. Lange Zeit saß er noch auf seinem Lieblingsplatz, der Sommerlaube, und lauschte den Stimmen des schönen Abends. Aus dem Garten des Nachbargrundstückes klangen die weichen Klänge einer Geige zu ihm. Ralf Recking lauschte der Melodie seines Lieblingsliedes, eines Stückes von Schubert. Wenn Frau Mara ihn jetzt gesehen hätte,

als die stählerne Härte aus seinem scharfgeschnittenen Gesicht gewichen war und die Augen ins Dunkel der leise bewegten Bäume hinausträumten, hätte sie gewußt, daß diesem Manne menschliche Teilnahme nicht fremd und Feierstunden des Gemüts nach getaner Arbeit Herzensbedürfnis waren.

Am nächsten Tage, getreu den Abmachungen vom Abend vorher, betrat Frau Mara um die Mittagstunde die Halle ihres Hotels. Vor den hohen Drehtüren wogte ein viel hundertköpfiges, buntes Leben. Es war Renntag, und die Menge, unter der sich viele Offiziere mit ihren Damen befanden, drängte zu den Wagen, die sie zur Bahn oder zur Grunewaldrennbahn hinaustragen sollten. Frau v. Tourville blieb einen Augenblick zögernd neben dem Türpagen, der vor ihr sein Käppi abriß und die Tür aufspringen ließ, stehen. Würde sie auch einen freien Wagen finden? Hatte der Detektiv daran gedacht, daß heute ein unbefestigtes Gefährt von Hunderten begehrt war? Und dann, würde er sie auch gleich entdecken, wenn sie einen Wagen gefunden?

Ihre Sorge war unnütz. Kaum hatte sie, den Schirm gegen die blendende Sonnenhelle hebend, das Tor verlassen, als ein Kraftwagen, eben heranbrausend, wenige Schritte vor ihr hielt. Der Führer nickte und legte die Hand an die Mütze; der Hotelpage riß den Schlag auf, Frau Mara stieg ein, und der Wagen fuhr an, ohne eine besondere Weisung abzuwarten. Ralf Recking schien den Kutscher vorzüglich eingeschult zu haben. Nun zweifelte sie auch nicht mehr, daß er in der Nähe war oder sie an einem bestimmten Platze erwartete. In schneller Fahrt erreichten sie das Brandenburger Tor, und jetzt erst, wo es im Strom der Autos

die Charlottenburger Chaussee hinausging, wandte sich der Führer zu Frau Mara, ohne die Hand vom Steuer zu rücken, mit halber Kopfwendung um. Als sich ihre Augen trafen, stieß sie einen Schrei der Überraschung aus; der Lenker des Wagens, dessen weiße Zähne sie aus gebräuntem Gesicht anlachten, war Kalf Recking.

„Wie? Sie sind es selbst?“

„Ich glaubte, Sie hätten das kleine Versteckspiel längst durchschaut,“ gab er zur Antwort. „Aber ich bemerkte schon gestern, daß Ihnen meine Verkleidungskünste unbekannt sind.“

„Gestern? Waren Sie denn im Geschäft von Wallenrodt?“

„Ich erlaubte mir, Sie an mir vorbeizulassen, als Sie den Laden betraten.“

„Das waren Sie? Der alte Mann mit der Aktentasche?“

„Ja. Und ich erfuhr kurz vor Ihnen, daß der angebliche Mynheer Wagenaar, wie ich es Ihnen voraus sagte, mit dem Diamanten verschwunden ist.“

„Ja, und das verwegenste Stück,“ sagte Frau v. Tourville, sich auf den Rücksitz setzend, so daß sie sich besser verstehen konnten, „leistete sich der Helfershelfer, der sich unter dem Namen meines Mannes einführte. Ein Herr im Bollbart. Durch den Besuch meines Mannes im Zentralhotel hat das Gaunerpaar natürlich Wind bekommen.“

„Ja, es handelt sich zweifellos um dunkle Ehrenmänner. Ich sehe, daß Sie so wenig an einen richtigen Kauf glauben wie ich, und das bestätigt mir, daß Sie nach wie vor fest davon überzeugt sind, daß Sie bei dem Juwelier tatsächlich den Wicklowschen ‚Stern‘ gesehen haben; ein Glaube, den ich mit Ihnen teile. Nun ist

uns der Stein allerdings aus den Augen entrückt, aber ich werde versuchen, die Spur des Holländers aufzunehmen. Um mir das zu erleichtern, ist es nötig, daß Sie mir noch eine Reihe von Fragen beantworten, und zu diesem Zwecke lassen Sie uns in die Stille des Grunewaldes hinauskuftschieren. Ist Ihr Herr Gemahl übrigens noch nicht von der Jagd zurück?"

„Er wird frühestens morgen zurückkommen und über den Mißbrauch seines Namens außer sich sein. Ich nehme an, daß er die Polizei benachrichtigen wird. Und ich überlegte mir deshalb schon, ob es nicht besser wäre, wie die Dinge jetzt liegen, daß ich ihm sage, daß Sie, Herr Recking, die Verfolgung der Fährte aufgenommen haben?"

Der Detektiv ließ den Wagen langsam gehen. „Unmöglich, gnädige Frau! Nehmen Sie als gewiß an, daß mich die Nervosität Ihres Gemahls bei meiner Arbeit stören würde. Erinnern Sie sich der beklommenen Gefühle, die Sie manchmal beunruhigen und sich nicht zu deuten wissen. Ich bitte Sie, lassen Sie uns in diesem Fall allein handeln. Sollte aber, wie Sie glauben, Ihr Gatte polizeiliche Hilfe in Anspruch nehmen, so trete ich gern zurück. So lange das nicht geschieht, ersuche ich Sie um Ihr vollstes Vertrauen und um äußerste Verschwiegenheit. Frau Baronin haben nichts zu befürchten, so lange Sie mir vertrauen. Machen Sie sich keine Gedanken. Wollen Sie?"

„Ja, ich will! Es soll unser Fall bleiben. Die Verstellung wird mir oft nicht leicht werden, aber ich muß endlich klar sehen; die Ungewißheit würde mich zeitlebens foltern. Und nun fragen Sie, bitte!"

Kalf Recking lenkte in eine gerade Schneise des sommerlichen Waldes ein. Die Wagen, die zur Renn-

bahn wollten, waren abgebogen. In gemächlicher Fahrt ließ er das Gefährt dahingleiten.

„Sie sagten mir gestern, daß die Verlobte Ihres Sohnes ehemalige Schulreiterin war. Ist sie auch in Berlin aufgetreten?“

„Ja, mein Sohn lernte sie hier kennen.“

„Könnte ich gelegentlich ein Bild von ihr bekommen?“

Wieder wunderte sich Frau Mara im stillen, wie gestern, als Recking so unvermittelt nach dem toten Murrner gefragt hatte. Sie begriff nicht, was diese Fragen mit der Auffpürung des Erbschmucks zu tun haben sollten.

„Ich besitze kein Bild von Esther, das große Bild von ihr ist mitverbrannt. Aber in den Zimmern Hilmars, die unberührt sind, wie er sie verlassen hat, findet sich eine hübsche Aufnahme auf dem Schreibtisch. Und eine zweite wurde meines Wissens in Hilmars Koffer verpackt, die er mit nach Wehldorf genommen hat.“

„Wie äußerte sich die Krankheit Ihres Gatten, als Sie mit ihm, wie Sie sagten, vor der geplanten Hochzeit in Baden-Baden weilten?“

„Durch große Unruhe; das lag in der Natur des Nervenleidens.“

„Und das Leiden besserte sich bald, obwohl Sie die Kur unterbrechen mußten? Ja?“

„Der Luftwechsel übte glücklicherweise seinen günstigen Einfluß. Leider ist mein Mann jetzt wieder sehr erregbar, wie ich schon erwähnte.“

„Und wo ist er geboren, und wie alt ist er?“

„In Cherbourg. Er ist zweiundfünfzig Jahre alt.“

„Meine sprunghaften Fragen dürfen Sie nicht stören.“

Unsereins sammelt überall Kleinigkeiten, die nur scheinbar überflüssig sind. Ich möchte gern Ihre Vermutungen hören, weshalb Fräulein Ferrani ihr Zimmer noch einmal verließ, nachdem sie den Schmuck angelegt hatte. Meines Wissens war es Nacht und das Haus verschlossen.“

„Wir nehmen an, daß sie irgend etwas in ihrem Zimmer erschreckte. Es soll vorher über gruselige Geschichten gesprochen worden sein, unter anderem auch über einen Schloßgeist von Horawitz. Natürlich geschah das nur scherzhaft.“

„Außerte sich darüber Ihr Herr Sohn?“

„Nein; Herr Murrner gab meinem Mann später diese Erklärung. Sie scheint sich erschreckt zur Treppe begeben zu haben. Es lag alles im Dunkel, und sie wollte keine Hilfe herbeirufen. Sie wollte zu ihrem Zimmer, vielleicht auch zu ihrem Oheim, um dort sicher zu sein, und tastete an der Wand herum —“

„Ich verstehe! Man vermutet wohl, daß sie den Schrank aus der Schwedenzeit für eine Tür gehalten und unglücklicherweise dabei den geheimen Mechanismus berührt hat und auf diese Weise in das Gefängnis geriet. Soll es so gewesen sein?“

„Genau so. Eine andere Erklärung haben wir nicht.“

„Nun, wir können fürs erste ja einmal annehmen, daß es sich nicht anders verhielt, so lange wenigstens, als ich nichts anderes beweisen kann,“ sagte der Detektiv, dem der Weg, den die Braut mit ihrem Schmucke genommen haben sollte, nicht glaubhaft schien. Immerhin mußte man da erst einmal die Örtlichkeiten gesehen haben. Auch die Dienerschaft auf Horawitz wollte er einmal sehen. Er zeigte sich befriedigt, als er erfuhr, daß

mit dem Personal auf Horawitz seit jener Zeit nicht gewechselt worden sei; Graf Hilmar sei darin sehr eigen gewesen, und jetzt, nach dem Unglück, werde alles, was er seinerzeit angeordnet habe, um so mehr in Achtung gehalten.

„Wo mündet der geheime Gang?“ forschte er weiter, „und warum fand Esther Ferrani nicht den Ausgang durch diesen? Wurde er erst durch den Brand bloßgelegt?“

Frau Mara bestätigte: „Sie haben es erraten; der Gang mündet, wie ich höre, auf freiem Felde in nächster Nähe eines Gasthofes.“

„Ist Horawitz Majorat, Mannslehn oder freies Erbe?“

„Freies Erbe. Wenn ich nicht mehr am Leben bin, oder wenn mein lieber Hilmar die Augen schließt, und wir haben bis dahin kein Testament gemacht, würde der Besitz an die nächsten Verwandten fallen.“

„Das ist die freiherrliche Linie?“

„Ja, die Schlesier.“

„Sehen Sie die Herrschaften oft?“

„Früher hin und wieder; jetzt gar nicht mehr. Wir hätten sie aber zu Hilmars so jäh vereitelter Hochzeit bei uns gesehen. Statt dessen kam nur der inzwischen verstorbene Reichsfreiherr Anselm Wicklow zu Esthers Beerdigung.“

Der Detektiv hatte den Wagen halten lassen. Die Gegend war hier menschenleer; als der Motor abgestellt war, hörten Ralf Recking und Frau Mara kein anderes Geräusch als das Rauschen der Kiefernwipfel. Der Detektiv trat an den Wagenschlag und entnahm einem gelbledernen Frühstückskoffer Teller, Gläser und blanke Bestecke. Mit einer leichten Verbeugung wandte er sich Frau Mara zu: „Ich würde es mir zur Ehre anrechnen,

da ich Sie um die Frühstückstunde entführt habe, wenn Sie mir bei einem kleinen Gabelbissen und einem erfrischenden Trunk Gesellschaft leisten wollten.“

Frau Mara, der seine vollendete Weltgewandtheit vom ersten Augenblick an gefallen hatte, kam der lebenswürdigen Aufforderung gern nach. Die vornehme Sicherheit, mit der Ralf Recking den Wirt spielte, kleidete ihn, wie sich Frau Mara gestehen mußte, vorzüglich. Geschickt verstand er es, während dieser Raft ihren Gedanken willkommene Ablenkung zu bieten. Er war weit und breit in der Alten wie in der Neuen Welt herumgekommen; zu Fuß, zu Pferd, auf Bahn und Schiff hatte er fremde Weltteile durchquert und erzählte, ohne sich dessen irgendwie zu rühmen, daß er sich ebenso zum Flieger ausgebildet habe wie zum Wagenlenker, so daß sich im Notfall die gnädige Frau unter seiner Führung auch im Doppeldecker sicher fühlen könnte.

„Aber Sie sind doch nur Flieger zum Vergnügen?“ fragte Frau Mara.

„Oh, sagen Sie das nicht! Mein Flugzeug hat mir schon manchen wertvollen Dienst geleistet, mir zu manchem Gelingen verholfen, wo auf Schnelligkeit, wie so oft in den von mir übernommenen Fällen, alles ankam.“

„Nun, dann will ich nur wünschen, daß Sie dem ‚Stern‘ der Wicklows nicht auf so halbsbrecherische Weise nachjagen müssen.“

Er ging auf den scherzenden Ton ein: „Wer kann das vorher sagen? Ich weiß es oft selbst nicht, was ich in der nächsten Viertelstunde darzustellen habe, ich weiß nur, daß ich gegen jedwede Überraschung gewappnet sein muß und halte mich an die alte, gute Lehre, daß man auf einen Schelm anderthalbe setzen muß. Bereit sein ist alles.“

„Sie gehen in Ihrem Beruf auf,“ sagte Frau Mara, deren Blicke die schlanke Männergestalt mit dem feingeschnittenen, klugen Gesicht mit stillem Wohlgefallen streiften. „Dann sind Sie ein glücklicher Mensch, Herr Recking.“

„So lange ich arbeite, gewiß. Sie mahnen mich, daß ich mir noch einige Auskünfte holen muß; wir könnten deshalb den Rückweg einschlagen. Sind, was ich noch fragen wollte, die wenigen Reste des Schmuckes in Ihren Händen, Frau Baronin?“

„Ja, ich bewahre sie in meinem Schreibtisch in Horawitz.“

„Verkehren mitunter Gäste auf Ihrem Schloß?“

„Setzt fast gar nicht. Wir sind ja auch nicht oft dort. Nur diesen Herbst wollen wir in Horawitz zu bringen. In wenigen Tagen reisen wir ab.“

„Werden Sie voraussichtlich mehrere Wochen dort bleiben?“

„Vielleicht. Doch hat mein Mann schon wieder Reisepläne. Ich für meine Person bin des Reisens etwas müde geworden, so sehr es ehemals meine Leidenschaft war.“

„Wie alt ist der schlesische Vetter Ihres Herrn Sohnes?“

„Ungefähr in Hilmars Alter.“

„Das wäre also etwas jünger, als ich bin. Und Ihr Gatte kennt den jungen Herrn nicht? Soviel ich aus dem Freiherrlichen Taschenbuch weiß, heißt er Adalbert.“

„Beides stimmt!“

„Ich frage, weil ich einen bestimmten Gedanken verfolge. Ich möchte mir in jedem Falle die Örtlichkeiten, wo das Unglück geschah, genau ansehen. Mich

als Diener einzuführen, halte ich für unzweckmäßig, weil ich mich völlig zwanglos dabei bewegen muß. Ich denke daran, in Horawitz unter der Maske Ihres schlesischen Verwandten einen Gastbesuch zu machen.“

„Ein gewagtes Spiel. Nein, ich glaube, das ist doch nicht das Richtige. Können Sie Ihren Besuch nicht verschieben, bis wir Horawitz wieder verlassen haben?“

„Die Zeit ist kostbar, gnädige Frau.“

„Überlegen wir! Ich werde einen Ausweg suchen.“ Frau v. Tourville lehnte sich im Wagen zurück. Sie näherten sich jetzt wieder der belebten Landstraße, die schnurstracks bis ins Herz der Reichshauptstadt hineinfließ. Ein dichter Menschenstrom quoll aus dem Sandsteinbogen des Waldbahnhofs Grunewald. Gerade war der letzte, überfüllte Rennsonderzug in die Station eingelaufen. Ralf Recking mußte seine Fahrt verlangsamen.

„Ein Spiel hinter dem Rücken meines Mannes,“ fuhr Frau Mara fort, „und noch dazu eine Komödie in meinem Hause — nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Recking — aber das widerstrebt mir.“

Sie sprach noch, als der Detektiv unmerklich zusammenzuckte. Es war nur ein leiser Ruck, den Frau Mara nicht wahrnahm. Aber Ralf Recking ärgerte sich, daß er — und wenn es auch nur eines Augenaufschlags Länge war! — sich nicht so in der Gewalt gehabt hatte, wie er es wollte. Im nächsten Augenblick sagte er völlig ruhig, während er unbeweglich den Blick auf ein ihm im Profil zugewandtes Gesicht eines Herrn in der Menge gerichtet hielt: „Bitte, decken Sie sich mit dem Sonnenschirm, und folgen Sie unauffällig meinem Blick.“

Er hatte es kaum gesagt, als hinter seinem Rücken der unterdrückte Ausruf klang: „Mein Mann!“

„Pfst!“ Ralf Recking wich in einer leichten Kurve nach links aus. Er wollte auf die Art den Herrn, in dem er auf den ersten Blick den Mann erkannt hatte, der gestern im Wagen Frau Mara zu Fräulein Klingsohr gefolgt war, gern noch ein wenig näher ansehen. Im gleichen Augenblick entstand in der Menge ein Gedränge, das dem mit dem bekannten Fanfarenruf: „Tatiuh-Tata“ heranbrausenden Auto des Deutschen Kronprinzen galt. Und in dem Gewoge war Herr v. Tourville ebenso schnell verschwunden, wie er aufgetaucht war, und mit ihm, was der Detektiv nicht minder bedauerte, sein um Kopflänge kleinerer Begleiter, mit dem sich Herr v. Tourville unterhielt.

Der kurze Augenblick hatte aber genügt, um Ralf Recking das Gesicht des Begleiters einzuprägen; die Augen schließend, versuchte er angestrengt, den flüchtigen Eindruck in sich zu vertiefen.

Sein Mahnruf zur Vorsicht an Frau Mara war unnötig gewesen; die Erschrockene schützte sich noch immer mit ihrem Schirm, ängstlich bemüht, von ihrem Gatten nicht gesehen zu werden. Ralf Recking ließ den Mercedeswagen schneller angehen, bis der Bahnhofsplatz samt der Menge hinter ihnen lag. Erst jetzt, wo sie gänzlich außer Sicht waren, wandte er sich um: „Ein unverhofftes Wiedersehen, Frau Baronin, und für Sie lag kein Grund vor, es zu scheuen.“

„Woher kennen Sie meinen Mann?“ Frau Mara war ganz aufgeregt. „Denken Sie! Heute morgen erst erhielt ich eine Karte aus Märkisch-Luppa, worauf er mir schreibt, daß er, wie ich schon sagte, frühestens morgen von der Jagd zurückkommen will!“

„Woher ich Herrn v. Tourville kenne? Nur seit gestern, und da vermutete ich nur, daß es Ihr Gatte

wäre. Ich hielt es bislang für voreilig, Ihnen zu sagen, daß Ihnen gestern auf Ihrer Fahrt zur Meraner Straße ein Wagen folgte. Ich beobachtete es von Fräulein Klingsohrs Fenstern aus. In dem Wagen saß der Herr, bei dessen Unblick Sie eben ausriefen, daß es Ihr Mann sei.“

„Aber mein Gott, warum denn nur?“

„Weil es Herrn v. Tourville darauf ankam, sich zu vergewissern, daß Sie auch wirklich zu Ihrer geschätzten Schneiderin und nicht etwa zu Gebrüder Wallenrod oder zu einem so gefährlichen Menschen führen, wie ich es bin. Ihr Ferngespräch hatte Ihren Gatten, der wohl Ursache zu Mißtrauen zu haben glaubte, argwöhnisch gemacht. Nachdem er sah, daß Ihr Besuch tatsächlich dem harmlosen Fräulein Klingsohr galt, kehrte er um, holte seinen sogenannten Holländer aus dem sogenannten Zentralhotel ab und fuhr — mit der Zeitrechnung stimmt das genau überein! — zu Wallenrod, um den ‚Stern‘ der Wicklows, hinter dessen Versilberungsversuch Sie ein Zufall kommen ließ, zu bergen.“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ stöhnte Frau v. Tourville auf; ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Oh, meine Ahnungen! Meine immerwährende Furcht vor einer unsichtbaren Gefahr! Sollte das wirklich wahr sein? Soll aus dem Samenkorn des Mißtrauens ein so furchtbares Weh erwachsen? Kann nicht eine Kette von Zufällen mitspielen, sich nicht alles noch heiter aufklären?“

„Das würde niemand freudiger begrüßen als ich, gnädige Frau!“

„Was soll ich denn nur tun? Ich fürchte mich —“

„Denken Sie daran, daß ich jetzt Ihren Schutz übernommen habe. Und was Sie tun sollen? Dem

schlimmen Spiel ein artiges, kurzes Gegenspiel bieten! Ich habe Ihnen bereits meinen Vorschlag gemacht —“

Doch Frau Mara klammerte sich noch an eine letzte Hoffnung. „Bedenken Sie, daß mein Mann nicht bei Gebrüder Wallenrodt gewesen sein kann. Jener Mann, der mit dem Herrn Wagenaar dort gewesen ist, trug ja einen Vollbart.“

„Bärte können falsch sein und lassen sich sehr geschickt ankleben. Oder sollte Ihr Mann mit dem vorgeblichen Holländer in den Laden treten so, wie er war? Das wäre sehr unvorsichtig gewesen. Der Besuch bei Wagenaar war nur ein Vorwand. Kein Mann dieses Namens wohnte im Zentralhotel, niemand fragte nach ihm. Und nun vergleichen Sie damit, gnädige Frau, was Ihr Gatte Ihnen bei seiner angeblichen Rückkehr aus dem Hotel von dem Holländer erzählte.“

„Oh, es ist schändlich! Ich arme, betrogene Frau! Sie haben recht, der Schein ist gegen meinen Mann. Alles durchschauten Sie.“

„Ich kam heute sogar ein Stück weiter, als ich hoffen durfte. Glückliche Zufälle erleichtern naturgemäß jede ähnliche Aufgabe. Sie sahen doch, daß Ihr Gatte nicht allein war?“

„Ich sah nur ihn. Da war allerdings jede Täuschung unmöglich.“

„Schade! Ich hätte gern von Ihnen gehört, wer der Begleiter war. Nun — man lernt sich gedulden.“

„Sie glauben, daß mein Mann an einem Funddiebstahl beteiligt ist — sagen Sie es nur gerade heraus.“

„Lassen Sie mich heute schweigen, woran ich denke, gnädige Frau. Sie selbst aber benutzen, wenn ich Sie dringend bitten darf, die Ruhe des heutigen Nachmittags, sich Ihrerseits von der begreiflichen Gemüts-

erregung zu erholen und ruhiges Blut zu behalten. Und darf ich nun, wo wir nur noch wenige Schritte bis zum Brandenburger Tor haben, meine Frage von vorhin wiederholen: Darf ich mich unter der Maske Ihres schlesischen Verwandten Adalbert für die nächste Woche auf Horawitz zu Gast laden?"

"Ja, Herr Recking, ich bin einverstanden."

"Dann erzählen Sie Ihrem Gatten möglichst noch morgen, daß Sie sich mit Adalbert v. Wicklow heute mittag zufällig Unter den Linden trafen, der seinen gelegentlichen Besuch in Horawitz in Aussicht gestellt habe. Weiter nichts."

"Weiter nichts? Und wann sehe ich Sie wieder?"

"Vielleicht eher, als Sie denken. Ich will Ihnen ein Erkennungszeichen nennen. Sie kennen von Ihren Reisen das rote Bändchen der Ehrenlegion — natürlich. Es gibt ja kaum einen Franzosen auf Reisen, der sich nicht damit schmückt. Dieses unvermeidliche Bändchen in dem einen und eine weiße Nelke im anderen Knopfloch des Rockausschlags sollen Ihnen für die nächsten Tage sagen, wo ich bin. Und nun Vorsicht und Mut, gnädige Frau!"

Die Hand an die Ledermütze führend, verharrte Ralf Recking wartend, als Frau Mara den Wagen verließ. Dann kurbelte er an und ließ die Hupe tönen. Als sich Frau Mara noch einmal umblickte, war der Kraftwagen auf und davon.

"Tag, Buchenberg!"

"Tag, Wicklow!"

Die beiden Oberleutnants, die sich im Vorzimmer der Regimentskanzlei des Gardedragoneregiments „Kaiser Karl“, bestaubt vom Vormittagsdienst, plötzlich ein-

ander gegenüber sahen, streckten sich die Hand entgegen. Der lange Buchenberg tupfte sich den Schweiß von der Stirn, die mädchenhaft weiß von dem sonnengebräunten Reitergesicht abstach.

„Bist du auch durch reitenden Boten zu unserem ritterlichen Kommandeur bestellt, Wicklow?“

„Leider. Vermute, er will mich wegen meines letzten Gefechtsberichts anhauchen. Und du, mein Brutus?“

„Mir soll, wenn ich richtig wittere, eine kleine Anerkennung wegen der chimborassoartigen Höhe meiner Kasinoschuld gezollt werden,“ antwortete Buchenberg, sauerfüß lächelnd. „Die Geschichte wäre längst geregelt, wenn nich gestern im Grunewald so'n gräßlicher Außenseiter meine tofsichern Tips über den Haufen geworfen hätte.“

„Natürlich! Einen Haken hat es immer, wenn man hierher zitiert wird.“

„Wo man sich außerdem noch die Beine in den Leib treten darf, bevor man 'rangewunken wird,“ ergänzte Buchenberg, verstummte aber plötzlich und zwangte sein Einglas ins Auge.

Ins Zimmer war, von einer Ordonnanz geführt, ein in modisches Zivil gekleideter, vornehm aussehender Herr getreten, grüßte leicht hin nach dem Fenster, vor dem die beiden wartenden Oberleutnants Platz gefaßt hatten, händigte dem Regimentschreiber seine Karte ein und sagte: „Wollen Sie mich, wenn ich bitten darf, dem Herrn Adjutanten melden!“

Der Unteroffizier hatte sich kaum mit der Karte in das angrenzende Zimmer begeben, als der Regimentsadjutant, Graf Mery, heraustrat, irgend ein Aktenstück auf den Schreibtisch legte und dann mit verbindlichem

Lächeln zu dem Herrn im Zivil sagte: „Bitte, treten Sie ein, Herr Recking. Ich freue mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“ Dann schloß sich hinter beiden die Tür.

Oberleutnant v. Buchenberg ließ sein Einglas fallen. „Menschenskind! Wicklow! Weißt du, wer das war?!“

„'n gut angezogener, höflicher junger Mann. Tapriere auf einen Rittmeister von außerhalb —“

„Nicht die Spur, Wicklow! Hast du denn nicht gehört? Ich merkte es ja sofort, als er eintrat! Ralf Recking war das!“

„Der Meisterdetektiv?“

„Ja! Nu sage mir bloß, was der bei uns will.“

„Vielleicht das Rätsel lösen, wie sich dein Kasinorest aus der Welt schaffen läßt, ehe dich der Oberst hereinruft.“

„Oder nachweisen, daß jeder ein Verbrecher ist, der deinen Gefechtsbericht nicht prachtvoll findet! Im Ernst, Adalbert. Da ist doch leßthin bei Eurer Schwadron ein Einbruch in die Kantine gemacht worden. Meinst du da nicht —“

„Unsinn! Wenn einer bei uns geklaut hat, holt man 'n Polizeihund, aber nicht Ralf Recking.“

So rieten sie, sich ihre Wartezeit kürzend, hin und her, während der Regimentsadjutant seinem ungewohnten Besuch den einzigen im Adjutantenzimmerchen befindlichen Armsessel anbot.

„Für Sie habe ich immer Zeit,“ sagte er, die einleitenden Worte des Detektivs höflich erwidern. „Sie sind mir kein Fremder, obwohl wir uns noch nicht gesehen haben. Sie benötigen eine Auskunft? Bitte!“

„Ich werde kurz sein. In Ihrem Regiment diente der Besitzer von Schloß Horawitz, Graf Hilmar Wicklow,

der jetzt leider krank ist. Darf ich fragen, zu welcher Zeit er seine letzte Übung bei Ihnen ableistete? Ich habe die Vertretung einiger Angelegenheiten auf Horawitz übernommen — was ich, nebenbei bemerkt, nicht bekannt werden lassen möchte. Wie ich im Vertrauen versichern will, Angelegenheiten, mit denen ich dem erkrankten Grafen nützlich zu sein hoffe."

"Unter solchen Umständen ist es mir eine besondere Freude, Ihnen behilflich sein zu können. Graf Wicklows letzte Übung als Oberleutnant fand — erlauben Sie, daß ich nachschlage — fand während der Herbstübungen vor nunmehr vier Jahren statt, das heißt, sie begann vier Wochen vor dem Ausrücken, was uns dieses Jahr zufällig am selben Tage wie damals bevorsteht. Also sind es genau vier Jahre und vier Wochen her, daß der Graf nach Berlin kam."

"Ich danke bestens. Es ist Ihnen bekannt, daß sich Graf Wicklow dann verlobte und seine Braut auf eine räthselhafte Weise verlor?"

"An dieses Ereignis erinnern wir uns alle schmerzlich; es knüpfen sich peinliche Erinnerungen daran, die zu schildern Sie mir gewiß erlassen werden. Die geplante Heirat verstieß gegen gewisse Überlieferungen. Ich persönlich habe das Unglück des Grafen stets mitführend beklagt. Andere atmeten über die Lösung, die jene unselige Geschichte fand, auf."

"Welche Lösung?" fragte Ralf Reding.

"Die von Ihnen erwähnte: daß die Dame plötzlich aus Horawitz verschwand. Das war ja damals bedauerlicherweise in allen Zeitungen zu lesen. Übrigens ist sie ja dann gestorben. Ihre Ermittlungen führen doch hoffentlich nicht dazu, daß alter Staub wieder aufgewirbelt wird?"

„Was an mir liegt, ist es mein Bestreben, wie ich schon sagte, der gräflichen Familie Wicklow einen Dienst zu erweisen und dem Grafen und dessen Frau Mutter keine Ungelegenheiten zu schaffen,“ erwiderte der Detektiv, der zu seiner Verwunderung aus den Worten des Adjutanten heraushörte, daß in den hiesigen Kreisen dem geheimnisvollen Verschwinden Esther Ferranis kein sicherer Glaube beigemessen wurde. Man schien angenommen zu haben, die wenig standesgemäße Verlobte sei auf und davon gegangen. Auch von dem tragischen Ende wußte man hier nichts. Man hatte nur gehört, die Braut sei inzwischen verstorben, und er verstand den geheimen Wunsch, daß damit die peinliche Angelegenheit für ewige Zeiten begraben sei.

„Könnten Sie mir sagen, wo Graf Wicklow jene Esther Ferrani kennen lernte? Ich muß das ermitteln, und bin schon vergebens bei Zirkusdirektoren gewesen. Keiner kannte den Namen.“

Der Adjutant horchte auf: „Esther Ferrani? Den Namen höre ich zum ersten Male!“

„Nicht möglich! Die verstorbene Dame hieß doch . . .“

„Die hieß nicht Ferrani, verehrter Herr Recking. Die nannte sich Eva — Eva —. Sehen Sie, mir ist der Name entfallen.“

Ralf Recking verstand nun den Zusammenhang und damit seine ergebnislosen Besuche im Zirkusbüro, die er hinter sich hatte, bis er auf den Ausweg verfiel, in Graf Hilmars Regiment genaueres zu erfahren. Er hatte Esther Ferrani gesucht, weil er angenommen hatte, sie sei unter diesem Namen aufgetreten, der bühnenmäßig genug klang. Statt dessen schien dies ein bürgerlicher Name zu sein, den Graf Hilmars Braut erst nach ihrer Laufbahn in der Manege wieder angenommen hatte.

„Wir kannten sie ja gewissermaßen alle,“ fuhr der Graf fort. „Der Name liegt mir auf der Zunge — Richtig! Eva Baletta hieß sie, die schöne Eva Baletta. Nun kam ich doch noch darauf. Im Notfall hätte ich einen Kameraden fragen können, aber so ist es besser. Im Vorzimmer wartet übrigens ein Vetter unseres Wicklow —“

„Merkwürdiger Zufall.“

„Oberleutnant Freiherr v. Wicklow ist aktiver Offizier und zu Ostern von Breslau hierher versetzt worden, der hätte Ihnen vermutlich manches besser sagen können als ich. Irre ich mich nicht, so ist er der voraussichtliche Erbe, wenn die gräfliche Linie erlöschen sollte.“

Der Detektiv hatte sich erhoben. „Sedenfalls hätte mir Herr v. Wicklow keinen liebenswürdigeren Bescheid geben können, als ich von Ihnen erhielt, Herr Graf. Nun nur noch eine kurze Frage! Gingen Ihre Gedanken in eine bestimmte Richtung, als Sie hörten, daß Eva Baletta auf Horawitz so plötzlich verschwand?“

„Es wurden natürlich vielerlei Vermutungen ausgesprochen. Man faselte von Selbstmord, von Entführung und sonst allem möglichen. Ich glaube, den damaligen Zeitungsnachrichten zum Trotz, daß sie mit einem früheren Liebhaber verschwand. Etliche wollten sie, als sie hier noch im Zirkus auftrat, wiederholt mit einem Engländer oder Amerikaner gesehen haben. Nun — man soll niemand übers Grab hinaus etwas Garstiges nachsagen.“

„Das wäre alles, was mich zu meinem Besuche veranlaßte. Hoffentlich hielt ich Sie nicht auf, Herr Graf.“

Sie schüttelten sich die Hand. „Ich muß so wie so auf unseren Kommandeur warten, der noch bei der Division zu tun hat. Und sehen Sie sich im Vorüber-

gehen den Wetter des Grafen Wicklow an, da der Herr Sie zu interessieren scheint. Es ist der kleinere von den beiden Herren, unser bester Reiter im Regiment."

"Nochmals vielen Dank!" Ralf Recking durchquerte den Borraum. Er lächelte, als sich ihm die beiden hier wartenden Offizier: vorstellten, und man tauschte einen Händedruck. Ralf Recking war es gewohnt, mit neugierigen Augen betrachtet zu werden. Aber er hielt sich nicht auf, wünschte angenehme Quartiere und gutes Wetter für die Herbstübungen und drückte dem Dragoner, der ihn vorschriftsgemäß bis zum Kasernentor geleitete, eine Schachtel Zigaretten in die Hand. Dann winkte er einen Kraftwagen heran und sagte: "Juweliergeschäft Wolckes Söhne, Leipziger Straße."

(Fortsetzung folgt.)



Iwan der Schreckliche

Von Engelbert Wolfrum

Mit 6 Bildern

Die Vorgänge der ersten russischen Revolution vom Jahre 1905 fanden bei uns in breiteren Kreisen nicht die Beachtung, welche so folgenschweren Geschehnissen im Leben eines benachbarten Volkes gebührt. Damals konnte man schon gewahr werden, daß es nicht nur der „Zarismus“ war, dessen politische Wesensart den Frieden Europas beunruhigte. Die ebenso blinden als fanatischen Theoretiker der Revolution in Rußland sind durchaus nicht weniger zu fürchten als die Tyrannei irgend eines Zaren; ja es ist durchaus nicht gleichgültig, ob die Vergewaltigung durch einen Alleinherrscher erfolgt, oder ob ein millionenköpfiger Tyrann die Lebensfunktionen einer Nation zerstört und die letzten Möglichkeiten eines Staatengebildes zu einem Chaos verwandelt. Je einseitiger die Schultheorien im Grunde sind, aus denen Zwecke und Ziele abgeleitet werden, je hartnäckiger man sie befolgt, um so widerspruchsvoller und verworrener gestalten sich alle Verhältnisse. Es gibt keine unbedingt gültigen Ideen, die sich für alle Staaten, Nationen und Zeiten als unanfechtbar richtig erweisen. Das Verhängnis der doktrinären, russischen Revolutionäre vom Schlage Trozkis ist es, daß sie blinde Nachbeter geschichtlich obendrein überholter und mißverständener Gedanken des französischen Umsturzes vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind. Die Erinnerung an die in Brest-Litowsk wochenlang für ganz Europa zum Fenster hinausgehaltenen Propagandareden der Bolschewisten lebt frisch genug noch in aller Gedächtnis. Der Nachahmungstrieb der russischen Führer lehnte sich höchst auffallend an die Lehren von 1789 und der folgenden Jahre an und verdrängte und lähmte

alles originale Denken. Man wirtschaftete lediglich mit geschichtlich erstarrten revolutionären Dogmen und Phrasen westlicher Herkunft und schuf in Rußland chaotische Zustände, deren zersetzende und zerstörende Gewalt wir einstweilen mehr zu ahnen als klar zu übersehen vermögen. Wenn einmal die furchtbaren Bluttaten und unerhörten Verbrechen der verschiedenen „Regierungen“ und ihrer jeweiligen „Garden“ bekannt werden, wird man außer dem schauerlichen Gemetzel der französischen Revolution und den Mordtaten der Kommune von 1871 für Rußland nur noch eine geschichtliche Zeit zum Vergleich heranziehen können: die Jahrzehnte der furchtbaren Schreckensherrschaft Iwans IV., des „Grausamen“. Unfühnbare Verbrechen, wie sie damals ein einzelner Mensch beging, lasten heute auf einer vieltausendköpfigen Menge.

Seine Abhandlung über Iwan IV. schloß Johannes Scherr mit den Sätzen: „Warum ich dieses grausenhafte Kapitel aus der Geschichte des Zarentums vor den Augen denkender Leser aufgeschlagen habe? — Damit ein Stück russischer Vergangenheit ein Stück russischer Gegenwart erklären helfe. Der russische Nihilismus ist nicht so rätselhaft, wie er aussieht. Es läßt sich in ihm unschwer ein logisch-notwendiges Produkt der Geschichte Rußlands erkennen. Man kann seine Eltern ganz bestimmt nachweisen: der Vater heißt Zarismus, die Mutter Korruption.“ Aus dem gleichen Grunde wird es auch heute noch lehrreich sein, diese dunkelsten Blätter der russischen Geschichte einmal aufzuschlagen.

Der Vater Iwans IV. hatte sich gleich seinem Vorfahren den Titel: „Gossudár von ganz Rußland“ beigelegt. Dieser Titel besitzt im Russischen vielfache Bedeutung; in erster Linie jedoch heißt Gossudár: Herr;

ferner auch Herrscher, Oberherr, Beherrscher, Großfürst, Kaiser. In jener Periode begannen sich alle als Sklaven des Gossudárs zu fühlen und betrachteten den Willen ihres Herrschers als Gottes Willen. Das Sprichwort: „Das weiß Gott und der Gossudár“, entstand in jener Zeit. Niemand durfte wagen, des Herrschers Tun zu tadeln; war es offenbar schlecht, so mußten seine Untergebenen das Gegenteil behaupten, und was sie im stillen tadelten, öffentlich loben.

Als Iwan III. 1533 starb, war sein Sohn Iwan erst drei Jahre alt, und seine Mutter Helene führte die Regenschaft für ihn. Als auch sie fünf Jahre später aus der Welt schied, geschah es offenbar nicht nach den Gesetzen der Natur; wie es hieß, erlag sie einer Vergiftung. Von da ab bemächtigte sich ein Bojarenrat der Herrschaft und der Person des jungen Iwan. Schlecht erzogen, wenig unterrichtet, als Knabe schon zur Grausamkeit geneigt, wuchs er heran. Zu seinem Vergnügen warf er Tiere von der Treppe oder vom Söller hinab und ergöhte sich an ihren Qualen; als die Verwandten seiner Mutter, die Glinskijs, zur Macht gelangten, versammelte Iwan Knaben aus den Familien der Knäse — Fürsten — um sich und jagte mit ihnen zu Pferde durch die Stadt, wobei sie Kinder, Weiber und Greise niederwarfen, zertraten und töteten. Seine Vormünder und deren Schmeichler lobten ihn dafür und sagten: „Das wird einst ein tapferer und unerschrockener Gossudár.“ Der Bierzehnjährige bot seiner Umgebung den ersten Beweis, wie wenig ihm am Leben seiner Freunde lag. Als er einst zur Jagd aufbrechen wollte, erschienen fünfzig Fußiliere aus Nowgorod, um gegen den dortigen Statthalter Klage zu führen. Wütend darüber, verlangte Iwan zu wissen, wer ihm die Klageführenden



Iwan der Schreckliche.

Nach einem Holzschnitt von 1551. Aus Sigmund Herbersteins „Rerum Moscoviticarum Commentarii“.

auf den Hals geschickt habe. Man nannte ihm den Fürsten Kubenskij und zwei Woronzows; einer derselben, Bojar Fjodor, war ein erklärter Liebling Iwans. So-

fort befahl der Ergrimnte, die drei Störer seines Vergnügens zu enthaupten. Kurz nachher ließ er den Fürsten Trubekoj und den Sohn Fiodor des Fürsten Telepnew-Dbolenski erwürgen. Am 29. Dezember 1546 rief Iwan die Bojaren Moskaus zusammen, erklärte sich für mündig, beschuldigte die Fürsten Schujskijs, seine Jugend gemißbraucht zu haben, und ließ zuerst das Haupt der Familie, Andreas Schujskij, durch die Hundewärter auf den Straßen Moskaus grausam mißhandeln und hinrichten; die übrigen Schujskijs wurden dann verbannt, ihre Anhänger hingerichtet und einigen die Zungen ausgerissen.

So wurde Iwan siebzehn Jahre alt, als am 16. Januar 1547 seine feierliche Krönung mit den byzantinischen Kaiserinsignien stattfand, womit einst Wladimir Monomachos vom Bischof von Ephesus bekleidet worden sein soll; man hatte sie seitdem niemals gebraucht. Der Metropolit Makarij krönte Iwan als „Zar“. Außer dieser Mär, die den Anspruch auf Konstantinopel im Keim enthielt, ersann man noch die weitere, wonach Rjurik, der Urgroßvater des heiligen Wladimir, ein Nachkomme des Cäsar Augustus gewesen sei. Man benützte dazu die in Litauen entstandene Legende, daß der Bruder des römischen Kaisers Octavianus Augustus dorthin übersiedelt sei, und als Nachkommen dieses erdichteten Bruders des Augustus bezeichnete man die drei Brüder Rjurik, Sineüs und Truwor, welche nach alten Chroniken von den Nowgorodern und anderen russischen Stämmen in der Mitte des neunten Jahrhunderts als Herrscher berufen worden waren. Damit sollten erneut rechtliche Ansprüche auf die alten deutschen Kolonien im Baltenlande konstruiert und die Anwartschaft auf künftige Weltherrschaft erhoben werden.

Um Konstantinopel an sich zu reißen, warf Rußland im Jahre 1914 die Brandfackel in die Welt.

Im Anfang des Krönungsjahres mußten sich die Jungfrauen des ganzen Reiches in Moskau versammeln, und Iwan, der erste Alleinherrscher des Zarenreiches, wählte aus ihrer Mitte die Tochter des verstorbenen Nkolnitschij Roman Tursjewitsch Sacharjin; die Zarenbraut hieß Anastasia und wurde die Stammutter des Hauses Romanow, dessen letzter Zar nun entthront ist. Die Vermählung änderte nichts an dem Lotterleben des Willkürmenschen Iwan IV., der stets wiederholte, daß er Selbstherrscher sei und tun und lassen könne, was ihm gefiele. Seine Verwandten, die Glinskijs, schalteten als allmächtige Herren; überall wirtschafteten ihre korrupten Statthalter, und im Reiche war Gerechtigkeit nirgends zu finden; Vergewaltigungen und Raub rissen überall unausrottbar ein, Rechtlosigkeit wurde sprichwörtlich, und Iwan wollte keine Klagen anhören. Am 3. Juni erschienen in Moskau siebenzig Abgesandte aus Pskow, um gegen ihren Statthalter, den Fürsten Turuntaj-Pronskij, einen Günstling Glinskijs, Klage zu führen, und suchten den Gossudár im Dorfe Ostrowok auf. Wütend über die ungebetenen Gäste, ließ Iwan die Männer bis auf die Haut entkleiden, auf die Erde werfen, mit Branntwein begießen und befahl, ihnen Haar und Bart mit brennenden Kerzen zu versengen. Mitten in diesen teuflischen Mißhandlungen der Klageführenden gelangte die Nachricht an den Gossudár, daß in Moskau eine Kirchenglocke herabgestürzt sei. Das Herabfallen einer Glocke bedeutete ein nahes großes Unheil. In jenen Zeiten galten Narren und Blödsinnige als mit übernatürlichen Kräften begabte Wesen. In Moskau lebte ein Blödder, Wassilij, über den wunderbare

Geschichten im Volk umliefen; in Sommerhitze und Winterkälte sah man ihn nackt „wie Adam, den Erster-schaffenen“, in den Straßen. In der Nähe der Kirche zur Kreuzeserhöhung auf dem Arbat war er am 20. Juni 1547 gesehen worden; er blickte auf die Kirche und weinte herzbrechend. Alle wußten, daß nun Unheilvolles geschehen müsse. Am nächsten Tag brach Feuer in der Kirche aus und verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit, alles ergreifend und vernichtend, über die Holzbauten der Stadt. Der Sturm jagte die Flammen gegen den Kreml, sie ergriffen den oberen Teil der Hauptkirche und setzten die Nebengebäude des Zarenpalastes in Brand. Das innerhalb der Mauern des Kreml lagernde Pulver flog in die Luft, und ein weiterer Stadtteil sank in Asche. Siebzehnhundert Menschen und unzählige Kinder kamen im Feuer um. Iwan kümmerte sich nur um den Aufbau der Kirchen und der Gebäude im Zarenhof. Ohne Obdach und Nahrung verzweifelte das Volk; laut beschuldigte man Zauberer und Hexen als Urheber des großen Unheils. Bald hieß es überall: man habe zu teuflischen Künsten gegriffen, menschliche Herzen aus Leichnamen gerissen, sie in Wasser eingeweicht und damit Moskaus Straßen besprengt; daran sei die Stadt verbrannt. Auch Iwan glaubte an diese Mär. Die Feinde der Glinskijs verbreiteten das Gerücht im Volke, die Fürstin Anna dieses Geschlechts habe fluchwürdigen Zauber mit den Herzen Verstorbener getrieben. Am fünften Tage nach der Feuersbrunst rief man in der Wpenskij-Kathedrale öffentlich zur Bestrafung der Brandstifter auf. Jurij Glinskij, der — ahnungslos von den Bojaren in die Schlinge gelockt — in der Kirche weilte, hörte das gräßliche Geschrei, das sich gegen seine Mutter und sein ganzes

Geschlecht erhob, und suchte sich in der Kirche zu bergen. Das fanatisirte Volk zerrte ihn heraus und erschlug ihn mit Knüppeln. Sein Leichnam wurde auf der Erde geschleift und auf den Marktplatz geworfen. Alle Leute, die zu den Glinkskijs gehörten, wurden umgebracht; in der Kaserei erschlug man eine Anzahl Menschen, die den gleichen Dialekt wie die Dienerschaft der Glinkskijs sprachen. Zwei Tage lang währte fürchterliches Mordeu, und das Volk beruhigte sich nicht; von den Glinkskijs war nur einer umgekommen; man verlangte noch weitere Opfer. Die Rufe mehrten sich: „Der Gossudar hält die Fürstin Anna und ihren Sohn Michail auf seinem Hof in Worobjowo versteckt!“ In Massen rann ten die besessenen Rotten nach Worobjowo zum Zaren; das Ansehen des Alleinherrschers schien seine ganze Macht auf das bis zum Wahnsinn aufgepeitschte Volk eingebüßt zu haben. Ivan, bisher vom Glauben an seine Allmacht nur allzusehr erfüllt, hatte sich frech und unbändig betragen; als er sah, daß man sich nicht scheute, seine nächsten Verwandten zu ermorden und das Leben der übrigen zu fordern, verlor er, gänzlich entmutigt, alle Fassung. Da erschien ein Priester, Sylvester, vor ihm, der aus Nowgorod gekommen war, und öffnete dem Verblendeten die Augen. Eindringlich machte er ihm die traurige Lage des Landes klar und legte seiner Lasterhaftigkeit alle Schuld am Elend des Volkes zur Last. Als eine Strafe des Himmels sei dieser Volksaufstand über ihn hereingebrochen.

Sylvester ängstigte den kleinmütig und verzagt gewordenen Zaren mit Wundern und Anzeichen. Seine Anklagen wirkten erschütternd auf den reumütig Gewordenen; er weinte und versprach, in sich zu gehen. Die Menge wurde mit Schüssen auseinander-

gejagt; einige wurden getödtet, die übrigen liefen auseinander.

Sylvester gelang es, einen jungen Mann, Alexej Adaschew, dem Zaren näher zu bringen, einen Menschen, über den ein Zeitgenosse urtheilte: „Er sei unter diesen rohen Menschen einem Engel ähnlich gewesen.“ Swan selbst sagte später: „Aus der Stellung eines Käufers habe ich ihn erhoben, vom Düngerhaufen ihn emporgezogen und ihn den Bornehmsten gleichgestellt.“ Das Reich wurde nun von einem Kreise von Günstlingen verwaltet, einem „ausgewählten Rat“, wie ein Mitlebender berichtete. Swan traf keine Verfügungen mehr, ohne sich mit diesen Männern besprochen zu haben, und Sylvester flößte ihm geradezu Furcht ein. Später äußerte sich der wieder selbstherrlich bis zum Wahnwitz gewordene Zar: „Sie raubten uns die von unseren Vorfahren ererbte Macht, euch, Bojaren, nach Gutdünken zu erheben, sie taten alles, um ihre und euere eigene Macht zu erhöhen, es geschah alles, wie es euch gefiel, ihr befestiget euch gegenseitig durch Freundschaft, damit alles nach eurem Willen geschehe; wir aber wurden gar nicht gefragt, als ob wir gar nicht auf der Welt wären; jegliche Verfügung und Bestätigung geschah nach ihrem und ihrer Ratgeber Willen.“

Kurbetskij, eines der Mitglieder dieses Rates, sagt: „Nicht nur bei seinen Räten allein muß der Zar Rat suchen, sondern auch bei Männern aus dem ganzen Volke.“ Unter der Herrschaft einer solchen Anschauungsweise veranstalteten die damaligen Regierungsmänner eine allgemeine Landesversammlung oder Semskaja Duma, aus Männern, die vom ganzen russischen Lande gewählt wurden. Das war eine in der Geschichte Rußlands neue Erscheinung. Aber es geschah noch weit

Ungewöhnlicheres unter der Einwirkung jener Vorgänge während und nach dem Brande Moskaus. An einem Sonntag, nach dem Mittagsgottesdienst, trat Iwan mit dem Metropolit und der Geistlichkeit auf den Platz. Er verneigte sich vor dem Volke, gestand, daß seine Regierung schlecht gewesen sei, schob alle Schuld auf die Bojaren und Würdenträger, die seine Jugend mißbraucht hätten und sprach: „Männer Gottes, die ihr uns von Gott anvertraut seid! Ich flehe euch an, um des Glaubens an Gott und um euerer Liebe zu uns willen! Ich weiß, daß es unmöglich ist, die Kränkungen und Verwüstungen, die ihr in der Zeit meiner Jugend, meiner Hilflosigkeit und Nichtigkeit, durch ungerechte Dbrigkeiten, durch schlechtes Gericht, durch Wucher und Geldgier erduldet habt, wieder gut zu machen; aber ich flehe euch an, laßet ab von gegenseitiger Feindschaft und Mißgunst, es sei denn um ganz wichtiger Dinge willen; und ich werde sowohl hierin, als auch in allem anderen, euer Richter und Beschützer sein, wie es meine Pflicht ist.“ Darauf ernannte er Adaschew zum Dkolnitschij und befahl ihm, die Bittschriften entgegenzunehmen und durchzusehen. Wahrscheinlich auf Anraten fügte er noch hinzu: „Fürchte nicht die Mächtigen und Angesehenen, welche die Armen vergewaltigen und die Schwachen verderben. Traue aber auch nicht den Tränen des Armen, der den Reichen ungerechterweise verleumdet. Sieh alles aufmerksam durch und berichte mir die Wahrheit.“

In dieser demütigen Beichte des scheinbar reuig zerknirschten Gossudárs steckte ein verruchter Gedanke verborgen, der erst nach Jahren wirksam werden und in seiner Durchführung das künftige Rußland schaffen sollte. Beispiellos wie diese Selbstanklage ist auch der

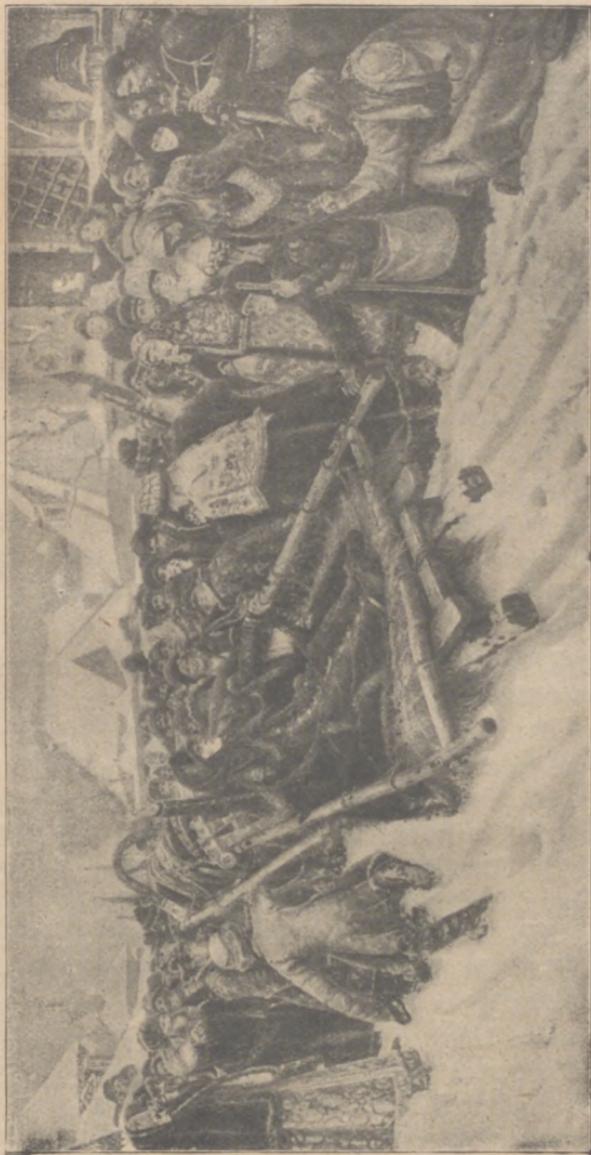
schamlos vollzogene Wortbruch, der ihr nach einer kurzen Reihe von Jahren folgen sollte. Seit 1560 reiheten sich Verbrechen, in selbst für das im innersten Kern asiatische Moskowitertum entsetzlicher Grauenhaftigkeit, bis zum Tode des größten Ungeheuers, das die Geschichte der ganzen Menschheit kennt. Der Fürst Andrej Kurbskij bezeichnete in seinen Denkwürdigkeiten Iwans Verbrechen als eine wahre „Feuersbrunst der Grausamkeit“.

Der Zar fühlte sich immer unbefriedigter in seiner Abhängigkeit und trachtete danach, seiner „Vormünder“ ledig zu werden. Im Jahre 1553 erkrankte er schwer und befahl, als er nach langen Fieberdelirien wieder zu sich kam, ein Testament aufzusetzen, in dem er seinen erst halbjährigen Erstgeborenen Dimitrij zum Erben der Krone ernannte. Die Bojaren, die er zusammenberief, weigerten sich anfänglich, den von ihm geforderten Eid zu leisten; auch der Vater Abdaschew und ein Vetter Iwans, Wladimir Andrejewitsch, wollten nicht schwören. Der Streit um den Eidschwur währte einen ganzen Tag ohne Ergebnis; erst vierundzwanzig Stunden später entschlossen sich die Bojaren, ihn abzulegen. Iwan starb nicht, wie allgemein erwartet wurde; er genas und stellte sich, als ob er niemand zürne und sich an nichts erinnere. Er verbarg eine Zeitlang seinen Haß auf Abdaschew und den Mönch Sylvester, der es gewagt, in jenen Tagen sich zum Verteidiger Wladimir Andrejewitschs aufzuwerfen. Noch fürchtete der im Grunde feige Mensch eine abermalige Erhebung der Massen; die Schreckenszeit des Moskauer Brandes war noch nicht vergessen. Bald aber hörte er wieder andere Stimmen. Ein Josephit, Wassian, der während der Bojarenregierung in Iwans Jugend entfernt worden war, sagte zu ihm: „Wenn du ein wahrer Selbstherrscher

sein willst, so dulde niemand in deiner Nähe, der weiser ist als du; du selbst bist besser als alle. Wirst du diesem Grundsatz folgen, so bist du sicher in deinem Reiche, und alles wird allein von dir abhängen; duldest du aber Weisere in deiner Nähe, so wirst du, ohne es zu wollen, ihren Willen tun.“ Iwan küßte Wassian die Hand und sagte: „Wenn mein eigener Vater noch lebte, er könnte mir nichts Besseres raten.“ So vergingen noch Jahre, in denen der Zar gegen Adaschew und Sylvester immer gleichgültiger wurde, bis sie es nicht mehr für möglich hielten, ihm nahe zu bleiben. Im Juli 1560 erkrankte die Zarin Anastasia aus Schreck über eine Feuersbrunst, die den ganzen Stadtteil Arbat in Moskau verheerte. Die kränkelnde Frau erholte sich nicht mehr; als sie im August starb, hinterließ sie dem in wilde Verzweiflung ausbrechenden Iwan zwei Söhne, Iwan und Fjodor. Die Feinde der langjährigen Berater des Zaren benützten seine Gemütsstimmung und raunten ihm zu, Sylvester und Adaschew hätten Anastasias Tod durch Zaubermittel herbeigeführt. Die Verdächtigten erfuhren davon und wünschten nach Moskau zurückzukehren, um sich dort vor einem Gericht zu verteidigen. Ihre Gegner beredeten Iwan: „Wenn du, Zar, sie vor deine Augen läßt, werden sie auch dich und deine Kinder verzaubern.“ Sie erinnerten ihn an seine demütigende Abhängigkeit und stachelten seine Herrschsucht auf: „Hätten sie dich nicht im Zaum gehalten, so würdest du, ein so ruhmvoller, tapferer und weiser Herr, schier das ganze Weltall beherrschen. . . . Jetzt, nachdem du sie vertrieben hast, bist du erst zur rechten Vernunft gekommen, sind dir die Augen geöffnet, jetzt bist du der wahre Gesalbte Gottes; niemand außer dir — nur du allein herrschest und regierest alles.“ Ein Konzil verdamnte Sylvester

zur Verbannung; Iwans Schmeichler riefen: „Bösewichte und Zauberer darf man nicht zulassen, sie werden den Gossudár behexen und uns verderben.“

Iwan hatte den Bann abgeschüttelt. Er erwachte, nicht zur rechten Vernunft eines „wahren Gesalbten Gottes“, sondern zur teuflischen Grausamkeit. Seine tierische Wut vernichtete die nächsten Verwandten und Freunde der Verbannten; Männer, Weiber und Kinder der Udaschews wurden nahezu ausgerottet. Auch die Bojarin Morozow, die vom Volk verehrt wurde wie eine Heilige, wurde gefesselt auf einem Schlitten entführt und grausam hingeschlachtet. Maria Udaschew, eine um ihrer Schönheit, Tugend und Frömmigkeit willen hochangesehene Frau, wurde als Hexe verklagt. Man warf ihr vor, sie habe durch Zauberkünste zur Bestrickung des Zaren geholfen. Sie mußte die Hingschlachtung ihrer fünf Söhne mit ansehen, ehe man sie selbst auf qualvolle Weise umbrachte. Von nun ab wurde bald nicht mehr nach Schuld oder Unschuld gefragt, kein Verhör war mehr nötig, um über einzelne und ganze Sippenverbände die „große Acht“ (Dpala) auszusprechen. Der junge Fürst Dimitrij Dbolenskij-Dwitschinin wagte es, an der Tafel des gekrönten Untiers zu dem Buhlknaben des Zaren, Fjodor Basmanow, zu sagen: „Wir dienen dem Gossudár durch rühmliche Taten, du aber dienst ihm mit Lastern.“ Da ergriff Iwan ein Messer und stach es dem jungen Mann ins Herz. Fürst Repnin, ein Greis, mußte sterben, weil er auf einem im Kreml veranstalteten Ball nicht tanzen wollte und es für sündhaft erklärte, eine Maske vor dem Gesicht zu tragen. Der Obmann des Bojarenrates, Fürst Wolkonskij, wurde zum Hungertod verdammt. Iwan wütete gegen alle und ängstigte die



Die Todesfahrt der Wojarin Morozow. Nach einem Gemälde von W. S. Surtkow.

Menschen mit Martern und Plagen. Einer seiner früheren Räte, Demetrius Decinius, wagte sich über das neue Regiment zu beklagen. Iwan hörte davon und ließ dem Unvorsichtigen bei einem Festmahle einen mit Wein gefüllten Humpen reichen, den Decinius auf des Zaren Gesundheit leeren sollte; als der so Geehrte den Humpen nicht auf einen Zug leerte, schleppte man ihn in den Keller und goß ihm allerlei Getränke gewaltsam ein, bis er fast erstickte; Meuchelmörder erhielten Befehl, ihn zu erstechen. Zwei Tage nach diesem Mord schickte Iwan zur Frau des unschuldig Gemordeten und ließ ihren Mann zu sich entbieten; es machte ihm Vergnügen, sich unwissend zu stellen und den Schmerz der Gepeinigten sich schildern zu lassen.

Eine Reihe ähnlicher Verbrechen bildete nur den Übergang zu einer weit fürchterlicheren und ganz Rußland treffenden Handlungsweise des blutdürstigen Gossudars aller Rußen. Gegen Ende des Jahres 1564 verbreitete sich das Gerücht, daß ein ungeheures Heer aus Litauen heranrücke; gleichzeitig zogen Tataren gegen die südlichen Grenzen des Moskowiterreichs. Iwan, der neues Blut vergießen wollte, aber noch zu mutlos war, es wie bisher fortzusetzen, ersann ein Mittel, das ihm in den Augen des Volkes den Anschein geschlechtlich berechtigter Grausamkeit geben sollte. Seine erbärmliche feige Niedrigkeit brachte ihn zum Entschluß, eine verbrecherische Komödie aufzuführen, in welcher er dem ganzen Volk die Rolle zuerteilte, ihn als Herrscher zu bitten, daß er jeden, der ihm mißfalle, martern und dem Tod weihen möchte. Er spielte die Rolle des Verrathenen, dem die Bojaren das Leben unmöglich machten und stellte sich an, als sei er der Regierung überdrüssig. Im Dezember verließ er Moskau mit seinen Günstlingen,

dem gesamten Hofstaat, den Leibgarden und allen Schätzen. Ganz Moskau war in tiefster Bestürzung; weder der Metropolit noch die geistlichen Würdenträger wagten, eine Erklärung von ihm zu erbitten. So zog er mit einem ganzen Gefolge zuerst nach Kolomenskoje und von dort in das Dorf Daininskoje und von dort, am Troizkißkloster vorbei nach seinem Lieblingsitz, dem achtzehn Meilen von Moskau entfernten Alexandrowskaja Sloboda. Am 3. Januar brachte Konstantin Poliwanow ein Schreiben des Zaren an den Metropolit von Moskau. Swan klagte alle geistlichen und weltlichen Würdenträger in den heftigsten Ausfällen an und bezichtigte sie des Geld- und Länderraubs, der Verderbtheit und des Verraths. Es hieß darin: „Ihr eckelt mich an, ich hasse euch, weil ihr gegen mich Ränke schmiedet. Ich will nichts mehr mit euch zu tun haben und gebe euch das Regiment zurück.“ Tief bekümmert, wolle er ihr „verrätherisches Treiben nicht länger dulden“; er sei fortgezogen, um sich an einem Ort, den Gott ihm bestimmen würde, anzusiedeln.

Bald darauf erschien ein anderes Schreiben, das an die Handelsherren, Kaufleute und das „ganze Volk“ gerichtet war. Darin war gesagt: das Volk möge getrost der Gnade des Zaren vertrauen, er fühle weder Zorn gegen die guten Moskauer, noch habe man seine Ungnade zu fürchten. Den „Mächtigen“ verkündete Swan mit verruchtester Berechnung seinen Haß und Zorn, dem „unterdrückten, rechtlosen Volk“ seine Gnade. Er trennte die Bevölkerung, hegte die Massen gegen die Minderzahl auf, er verdächtigte der großen Menge nicht nur die Beamten, sondern auch die Geistlichkeit und gab alle dem Volksurteil preis, dessen Vollzieher er selbst sein sollte. Es war gleichsam eine Verschwörung

des Zaren und des Volkes gegen die Fürsten, Bojaren, Beamten und Geistlichen. Das Volk schrie verzweifelt auf: „Der Gossudár soll nicht sein Reich verlassen, soll uns nicht den Wölfen überantworten; er soll uns aus der Hand der Gewaltigen erretten. Mag er seine arglistigen Feinde hinrichten! Leben und Tod stehen in Gottes und des Gossudárs Willen!“ . . . Die Bojaren mußten sich in die verzweifelte Lage fügen; sie erklärten dem Metropolit: „Wir alle wollen dir folgen; wir neigen unser Haupt vor dem Gossudár, wir klagen und weinen.“ Und die Stimme des Volkes lautete: „Der Gossudár soll uns nur seine Verräter und Widersacher nennen, wir werden sie alle ausrotten!“

Die ersten Gesandten, die vor Iwan erschienen, ließ er bis auf die Haut entkleiden und schickte sie nackt nach Moskau. Als ihm alles bewilligt wurde, worum ihm zu tun war, die „Verräter“ mit Acht und Bann zu strafen, ihr Land und Vermögen an sich zu reißen, kehrte Iwan am 2. Februar 1565 nach der Hauptstadt zurück. Schrecken erfaßte alle, die ihn erblickten; er war kaum wieder zu erkennen. Ingrimmige Wut entstellte seine Züge, sein Blick war lauernd, düster und glasig, seine Augen irrten beständig hin und her, Haar und Bart waren ihm fast gänzlich ausgefallen. Tyrannischer als je vorher begann er nun zu toben und zu wüten, und als erstes Opfer fiel Fürst Kostow. Er ließ ihn durch Hässcher in der Kirche festnehmen, mit Ketten und Stricken binden, enthaupten und den Leichnam ins Wasser werfen. Den Kopf des ohne Urteil gemordeten Fürsten ließ er vor sich bringen, nahm ihn in die Hand und sagte: „Dieser Kopf, da er noch auf den Schultern des Verdammten saß, dürstete nach Blut. Nun soll er sich an Wasser satt trinken!“ Er warf den Kopf auf die

Erde und trat ihn mit Füßen. Über hundert zu Kostow in Beziehung stehende Menschen ließ Zwan auf jammervolle Weise umbringen und ihre Leichen in den Strom werfen. Einer der ersten Bojaren, Alexander Gorbatsy-Schuisikj, wurde mit seinem siebenjährigen Sohn und



Moskowitzische Kriegertypen.

Nach einem Holzschnitt aus Sigismund Herbersteins „*Rerum Moscoviticarum Commentarii*“.

einer Reihe seiner Diener hingerichtet. Diesen Opfern folgten die Fürsten Peter Gorenskij, Jurgij und Zwan Kaschij, Nikita und Dimitrij Scheremetew; Dimitrij wurde gepfählt. Viele wurden im Kerker grausam gequält und gewaltsam zu Mönchen geschoren, in Klöster gesteckt und ihre Besitzungen eingezogen. Noch andere mußten Urkunden ausstellen, in denen sie versprachen, weder zu fliehen noch ungetreu zu werden.

Die folgenschwerste der zarischen Reformen gipfelte in einer neuen Rechtsenteilung. Das Reich zerfiel von da an in die Landschaft — die Semtschschina — und in ein davon abge sondertes Gebiet — die Dpritschnina. Die alten Grundherrn sowie die Inhaber von Lehn- und Dienstgütern blieben in ihrem Besitzstand. Dagegen wurden die bisherigen Inhaber aus sämtlichen zur Dpritschnina geschlagenen Städten, Dörfern, Gehöften und Ländereien rücksichtslos ausgetrieben. Alles zur Dpritschnina Gehörige kam mit allen Erträgnissen der Zarenfamilie zugute. Aus den neuen „Dpritschniks“ wurden die Leibtrabanten Iwans von ihm und seinen Günstlingen erwählt. Die zur Dpritschnina bestimmten Edelleute und Bojarenkinder erhielten den Landbesitz, die Güter und alle bewegliche Habe der gewaltsam ausgetriebenen ehemaligen Besitzer; bald stieg ihre Zahl auf sechstausend. Zuweilen trieb man sie mitten im Winter zu Fuß auf unbebautes Land; von über zwölftausend solcher unglücklichen Familien kamen in einem Winter viele unterwegs elend um. Die Dpritschniks mußten dem Zaren auf das Kreuz einen Eid ablegen, der sie verpflichtete, alles was sie über den Gossudar Übles hören würden, ihm zu berichten. Der Schwur verbot ihnen auch, mit den Leuten der Semtschschina freundlichen Verkehr zu pflegen, mit ihnen zu essen oder zu trinken! Es war ihre Pflicht, den Leuten der Semtschschina Gewalt anzutun, ihre Behausungen zu plündern und die Leute zu töten. Als Symbole ihrer Machtvollkommenheit trugen sie einen Hundekopf und einen Besen; das sollte bedeuten, daß ihre Träger, um die Wohlfahrt des Zaren zu schützen, wie Hunde beißen und alle Übeltäter mit dem Besen hinwegfegen würden. So verloren Tausende allen Besitz; andere mußten selbst

Skaven werden oder ihre Kinder der Leibeigenschaft überliefern. Die geringste Beleidigung eines Dyrtschniks galt als todeswürdiges Verbrechen. Nach den Worten des russischen Geschichtschreibers Kostomarow war diese Einrichtung ein so ungeheuerliches Werkzeug der Demoralisation des russischen Volkes, daß in der Geschichte kaum irgend etwas damit verglichen werden kann, und die Ausländer urteilten darüber ganz richtig, wenn sie äußerten: „Hätte Satan selbst, um die Menschen zu verderben, Furchtbares ersinnen wollen — er hätte nie etwas Gelungeneres erfinden können.“ Scherr sagt über die Dyrtschniks: „Diese Bande, deren Mitglieder zugleich Leibwächter, Späher, Angeber, Büttel und Henker waren, machte ihren Namen rasch zum Schrecken Rußlands. Sicher, daß ihm dieses Werkzeug auch zum Scheusäligsten nie den Dienst versagen würde, schritt der ‚Schreckliche‘ jetzt weiter auf seiner Vertilgerbahn.“

Ein Zeitgenosse berichtete über die als Mönche gekleideten dreihundert der zarischen ruchlosesten Menschenjäger Zwans: „Es mußten auch alle Brüder, und er selbst voran, lange schwarze Stäbe mit guten Federspießen, damit man wohl einen Bauern fällen möchte, neben langen Messern unter den Röcken, fast eine Elle, auch wohl länger, tragen, damit wenn ihm — dem Zaren — einfallen möchte, jemand zu töten, man nicht erst nach Bütteln oder Richtschwertern schicken brauchte, sondern alles fertig sei und ungehindert möchte gemartert, zerfleischt und hingerichtet werden.“ Zwan, der grause Zar, ging seinen Bürgern selbst entschlossen voran; Zwan Petrowitsch und Michael Kolzow erstach er selbst in der Ratsstube; ihre Leichname ließ er den Hafenschützen zuwerfen, die sie in mehr als hundert Stücke zerfleischten und zum abschreckenden Beispiel

auf dem Platz liegen ließen. Den Fürsten Michael Timeruk ließ er im eigenen Hause samt seiner Frau und vier Kindern in kleine Stücke hauen, die, gleichfalls auf die Straße geworfen, den Hunden zum Fraß dienten. Niemand durfte die Leichenreste begraben. Paul Just sagt: „Alle Straßen, Märkte und Wege wurden mit Toten erfüllt, worüber alle Leute nicht allein erschrafen, sondern man auch vor großem Gestank nirgends hingehen konnte.“ Nach der gleichen Quelle wurden auch die Leichen einiger mit Prügeln erschlagenen Fürsten in die Brunnen geworfen, „daraus die Leute kochen und trinken sollten“. Ein anderer Deutscher, Peter Petrejus, der Iwan einen „abscheulichen Wüterich und Bluthund“ nennt, schildert ein diabolisches Verbrechen, das der grause Zar 1568 an dem Statthalter Iwan Petrowitsch beging, von dem er glaubte, daß er ihm nach „dem Regiment“ trachte. Er ließ ihm seine Kleider ausziehen, ein Purpurgewand anlegen und schmückte ihn mit Zepher und Krone. Auf einem erhöhten Stuhl sitzend, mußte der Verspottete allem Schimpf des Zaren standhalten, der zu ihm sagte: „Sei getrost, du unüberwindlicher Gossudär aller Reußen; siehe, nun habe ich dich zur Majestät erhoben, darnach du so lang getrachtet hast, aber du sollst nicht lange regieren.“ Nach diesen höhnisch vorgebrachten Reden durchbohrte er das Herz des Statthalters etliche Male mit einem langen Messer. Nun durchstachen ihn auch die Umstehenden, „daß sein Herz, Gedärme und Eingeweide auf die Erde fielen, schleppten den Leichnam auf den Markt und zerstückelten ihn. Und man ließ keinen der Seinigen, ja kein Stück Vieh in seinen Ställen leben. Alle Angehörigen der Sippe, seine Diener samt ihren Verwandten und Freunden mußten jämmerlich sterben; die Häuser wurden

verbrannt, seine Bauern mit Weib und Kindern verderbet, zerstreut und verjagt“.

Unermüdlich war dieses irre Scheusal im Erfinden von Martern. So erdachte er eine Anordnung von vier auf Pfählen ruhenden Rädern, die so zueinander standen, daß je ein Arm und ein Fuß mit Stricken an eines der Räder gebunden werden konnte. Starke, fünfzehn Ellen lange Hanfstricke waren an jedem Rad befestigt; an jedem dieser Stricke zogen fünfzehn starke Kerle und rissen mit aller Macht einen Menschen in Stücke. So starb der Sohn des Fürsten Dubroskij, der sich ein Jahr lang vor seinem Schlächter versteckt hielt. Petrejus schrieb, daß Iwan selbst den Bütteln Anleitung gegeben habe, wie sie es machen sollten. „Er lobte der Henker Fleiß und Arbeit und lachte von Herzen. Und dasselbe hat alles Volk, so umherstand, dem Groß-Fürsten zu Gefallen, auch getan.“ Grausam handelte er auch an einem Schlesier; als der Elende aus einem furchtbaren Gefängnis kam, ließ er ihm die Augen ausreißen, alle Glieder einzeln brechen und danach köpfen. Petrejus sagt: „Diesem Alberto Besso zur Gesellschaft ließ er etliche hundert Gefangene hinrichten; paarweise wurden sie mit starken Seilen zusammengebunden und mußten so miteinander kämpfen. Und der Gossudar ist nicht satt geworden an dem gräßlichen Anblick, bis sie alle einander aufgerieben, welches so greulich anzusehen gewesen, daß den Henkern und Scharfrichtern davor gegräuet und haben die Unmenschlichkeit nicht mehr mit ansehen können. Sie flohen davon, wurden aber bald wieder zurückgeholt und auf besondere Art geschlachtet.“

Den unschuldigen Oberst Sermeta ließ er in Stücke hauen und schickte dessen Hände und Füße „subtil in

ein leinenes Tuch gewickelt, seinem Weibe zur Verehrung". Einen polnischen Ritter, Bichowitschi, ließ Iwan enthaupten. Den Kopf des wider alles Recht hingemordeten Kriegsgefangenen ließ der Zar sich während der Mittagstafel auf den Tisch stellen. Petrejus sagt: „Er nahm den Kopf in die Fäuste und trieb großen Hochmut und lästerliches Gaukelspiel damit.“ Auf der gleichen Seite findet sich ein in seiner Kürze schauervoller Bericht: „Als der Gossudár das Haus Urol erbaute und erneuerte mit Basteien und einem Plankenring, ließ er die Arbeiter und Bauern so verschmachten, daß sie Hungers halber gezwungen wurden, einen unter sich, der am feistesten war, zu schlachten. Die anderen, die Menschenfleisch nicht essen mochten, zwang der Hunger, daß sie ein Kalb schlachteten. Da dies der Großfürst erfuhr, ließ er jene, die Kalbfleisch gegessen, lebendig verbrennen und die Asche ihrer Leiber ins Wasser streuen. Die anderen, so Menschenfleisch gefressen hatten, wurden begnadigt. Denn bei den Moskowitern ist es abscheulich, und halten sie es für größere Sünde, Kalbfleisch zu essen als Menschen.“

In den meisten Fällen blieb den Leibern der Gemordeten das Grab in der Erde versagt, um das Gefühl der Hinterbliebenen aufs tieffste zu verletzen. Aber Iwan gab sich damit noch nicht zufrieden. So ließ er die verstümmelten Leichen von Frauen und Männern an den Türpfosten aufhängen. Häufig geschah es, daß er Frauen, die „wider ihn gesündigt“ hatten, über den Tischen ihrer Ehemänner henken ließ. Es war strenges Gebot, daß die Familienangehörigen an diesen Tischen ihre Mahlzeiten halten mußten; wer dagegen handelte, wurde mit dem Tod bestraft. Petrejus sagt: „Die Leichen mußten allda auch so lange hängen, bis es den

Angehörigen gelang, durch große Bitte und Eingaben den Großfürsten zu bewegen, daß er ihnen erlaubte, das stinkende Nas zu begraben.“ Als die vornehmsten Fürsten und Herren den Zaren „mit Zähren anflehten“, doch nur die Schuldigen zu bestrafen, „bekam ihnen das so wohl als dem Hunde das Gras; denn er ließ sie alle, einen nach dem andern, hinrichten und erwürgen“. Die Opfer der zarischen Folterkunst wurden in eigens angefertigten Bratpfannen geschmort und in Öfen gebraten. Viele wurden an Pfähle gebunden, abwechselnd mit siedendem Wasser gebrüht und mit Eiswasser begossen; manchen wurden bei lebendigem Leib Riemen aus der Haut geschnitten. Häufig löste man Glied um Glied und ein Gelenk nach dem andern ab oder zersägte ihnen mit dünnen Schnüren das Fleisch. Jahrelang gehörten diese furchterlichen Mezekeien zu den ständigen Ergötzungen des wahnwitzigen Zaren. „Wenn er gegessen hatte, versäumte er selten einen Tag und ging auf den Peinhof, wo er allezeit viele Hunderte sitzen hatte, die er in seiner Gegenwart foltern, ja auch zum Tode ohne Grund und Ursache martern ließ, was ihm seiner Natur nach besondere Freude bereitet; er war niemals fröhlicher anzusehen und zu sprechen, als wenn er bei der Pein oder Marter gewesen.“ Der Anblick solcher schufälliger Henkerskünste förderte nach den Worten dieses Ungetüms seine — Verdauung!

Zusehends verdüsterte sich das Wesen dieses böseartigen Narren. Als 1569 seine Frau starb, bildete er sich ein, sie wäre vergiftet worden. Sein Verdacht fiel auf den schon lange gefaßten Better Wladimir Andrejewitsch. Samt seiner Frau, zwei Söhnen und zwei Töchtern wurde er genötigt, Gift zu trinken. Ihren Dienern und Dienerinnen zog man die Kleider vom

Leibe, jagte sie nackt auf die Gasse und schoß sie mit Pfeilen und Gewehrkugeln nieder. In dieser Zeit verlor Iwan auch zu seinen „Brüdern“ und den Dpritschniks das Vertrauen. Der holländische Arzt und Astrolog Bomelius weissagte ihm Revolution und Verrat; am liebsten hätte Iwan entweder das ganze russische Volk samt und sonders vernichtet, oder er wäre selbst ins Ausland geflüchtet. Er bat die Königin Elisabeth, ihm ein Asyl in England zu gewähren und erhielt eine zusagehafte Antwort. Bald aber plante er ein so ungeheuerliches Verbrechen, wie ein ähnliches in der ganzen Geschichte kaum zu finden ist. Seit langer Zeit nährte er einen alten Groll gegen die Stadt Nowgorod. Er begann damit, aus Nowgorod einhundertfünfzig und aus Pskow fünfhundert Familien zu vertreiben. Ein aus Wolhynien gebürtiger Strolch fälschte ein Schriftstück, das er dem Zaren in die Hand spielte. Es enthielt die erlogene Bezeichnung, die Nowgoroder hätten sich in verräterische Zettelungen mit dem König von Polen eingelassen. Mit fünfzehntausend Dpritschniks zog Iwan im Dezember 1569 zum Strafgericht gegen Klin, Twer, Nowgorod und Pskow aus. Unterwegs wurde alles zerstört und, wer mißfiel, getödtet. Erbarmungslos sorgten die Bürger dafür, daß niemand den Nowgorodern das Geheimnis vom Mordzug des Zaren verraten könne.

Von seinem ältesten Sohn Iwan, dem Zarewitsch, begleitet, traf der Grausige im Januar 1570 vor Nowgorod ein. Die Stadt wurde umringt und von außen verbarrikadiert, damit niemand entrinnen könne. Feierlich empfangen, ließ der Zar sich in Prozession zur Sophienkirche geleiten. Er weigerte sich, das ihm von dem Erzbischof Pimen dargebotene Kreuz zu küssen und

nannte den Geistlichen „Wolf, Räuber, Verderber und Verräter der zarischen Krone“. Von der Kirche begab er sich in den Speisesaal. Kaum aber hatte er sich an den Tisch gesetzt und die Speisen berührt, da erhob er plötzlich ein Gebrüll; dies war das verabredete Zeichen zur Ausraubung der Stadt und zur Niedermeglung der Bewohner. Iwan ließ die verdächtigen Bojaren martern und sengen; dann ließ er die Gefolterten und Verbrannten hinten an die Schlitten binden und sie durch die Straßen der Stadt auf dem gefrorenen Erdboden hinter sich her schleifen. Von der Brücke aus wurden sie in den Wolchow geworfen. Ihnen folgten die Weiber und Kinder; den Frauen wurden die Hände mit den Füßen hinten zusammengebunden, die kleineren Kinder knotete man mit Stricken an ihre Mütter fest und stürzte sie gemeinsam in den Fluß. Auf dem Wasser fuhrn in Nachen Diener des Zaren mit Fischereihaken und Beilen, um jene, die wieder auftauchten, zu töten. Fünf volle Wochen währte die unbezähmbare Wut des Wahnsinnigen. Nach dieser Zeit vernichtete er die Kornvorräte und ließ Pferde, Kühe und alles lebende Getier umbringen. Die Waren der Kaufleute wurden vernichtet, die Läden zerstört, alle Gehöfte und Gebäude niedergedrückt, Fenster und Türen eingeschlagen, die Wirtschaftsvorräte und die Habe der Einwohner vertilgt. Im Flusse stauten sich die Leichname. Der Hungersnot folgten Scuchen; die Verzweiflung der aller Nahrung Beraubten wurde so schlimm, daß sich Menschen gegenseitig auffraßen und Tote ausgegraben wurden, um ihr Fleisch zu verzehren. Noch während der ganzen Sommerzeit wurden Leichen haufenweise zur Kirche „Christi Geburt im Felde“ hinausgebracht und mit den Leichnamen der Ertränkten, die noch immer

an der Oberfläche des Flusses aufstauten, vom alten Bettler Iwan Chegalzo beerdigt. Dieser Begräbnisplatz war noch in neuester Zeit leicht zu erkennen; man brauchte nur die Erde ein wenig mit dem Stock aufzuwühlen, um zu erkennen, daß sie mit menschlichen Gebeinen angefüllt war.

Leichenhaufen, Blutdunst, Hungersnot, Pestilenz und Verödung hinter sich lassend, zog Iwan von Nowgorod nach Pskow, um auch dort „Gericht“ zu halten. Petrejus sagt: „Die ganze Stadt widerhallte von Heulen und Weinen über diese schändliche, erbärmliche Metzerei so zu Nowgorod geschehen war.“ Die Einwohner beichteten, nahmen das Abendmahl und bereiteten sich zum Tode vor. „Väterchen Zar“ kam zur Nachtzeit vor Pskow an; er vernahm das Glockenläuten der Kirchen und wußte, daß sich die Geängsteten zum Sterben vorbereiteten. Als er am Morgen in die Stadt einritt, lag das Volk in den Straßen am Boden. Ein blödsinniger Anachoret, Salos Nikóla, den man im Volk für einen Heiligen ansah, trat dem Zaren in den Weg und überreichte ihm ein Stück blutigen Fleisches. Iwan rief ihm zu: „Ich bin ein Christ und esse während der Fasten kein Fleisch!“ Nikóla antwortete: „Du tust Schlimmeres! Du frisst Menschenfleisch!“ Der Anachoret weißagte dem Zaren furchtbares Unheil, wenn er wagen würde, in Pskow Grausamkeiten zu verüben. Man erzählt, daß die Prophezeiungen des Anachoreten tiefen Eindruck auf den furchtsamen Zaren gemacht haben. Als sein Lieblingspferd plötzlich krepierete, erschrak er von neuem und ließ niemand töten. Er plünderte den Kirchenschatz und den Privatbesitz der Pskowiter und zog bald darauf ab.

Als er nach Moskau zurückkehrte, saß er zu Pferde;

auf dem Rücken trug er einen Bogen, am Hals seines Pferdes hing ein Hundekopf. Neben ihm ritt einer seiner Narren auf einem Ochsen. Nun erinnerte er sich, daß auch in Moskau noch „Mitschuldige“ der Nowgoroder wohnten. Am 25. Juli wurden auf dem Schönen Platz achtzehn Galgen errichtet und Foltergeräte aller Art ausgebreitet. Man erblickte Öfen, Pfannen, spitzige Eisenkrallen, sogenannte „Käsen“, Zangen, Nadeln und Stricke, um Körper damit in zwei Teile zu zerreißen, Kessel mit siedendem Wasser und Knuten. Als das Volk diese Vorbereitungen gewahrte, entsetzte es sich und lief geängstigt davon; die Kaufleute ließen in den offenen Läden Waren und Geld liegen und verbargen sich. Da kam Ivan unter Trompetenklang und Paukengedröhn mit seinen Opritschniks angeritten. Dreihundert zum Tode Verurteilte folgten dem Zuge. Die Leibtrabanten schlossen einen Kreis um die Richtstätte. Der Platz lag öde, denn alles Volk hielt sich zitternd in Kellern, Kammern und Dachwinkeln versteckt. Die Hinrichtung ohne Zuschauer mißfiel dem Despoten; er sandte Eilboten in den Straßen umher und gebot, das Volk mit Gewalt herbeizutreiben. Alle sollten Zeugen des „Strafgerichtes“ sein. Da krochen die Moskowiter aus ihren Löchern und umstanden bangend und zagend die Richtstätte. Zuletzt, als die Menge so zahlreich wurde, daß sie auf dem Platz keinen Raum mehr fand, stiegen die Leute auf die Dächer, um sich ihrem Väterchen ergeben zu zeigen. Die zum Tode geführten Menschen befanden sich nach den kaum ausgestandenen Folterqualen in erbarmungswürdigem Zustand und vermochten die furchtbar zerfleischten, verzrenkten, blutenden, zermarterten Leiber kaum noch auf den Füßen zu halten. Da rief der Zar vom Rosse

herab: „Tue ich recht, die Verräter durch grausame Foltern zu strafen? — Antwortet!“

„Heil dir und Segen, Väterchen! Lang lebe unser Zar! Tod den Verrätern!“

Iwan ließ einhundertachtzig Mann auswählen und verkünden, daß er aus besonderer Gnade ihnen das Leben schenke. Alle übrigen wurden auf qualvolle Weise zu Tode gefoltert. Unter den Opfern befand sich auch der Kanzler Iwan Michailowitsch Wiskowati, der völlig unschuldig sterben mußte. Iwan, der grimmig auf ihn erbittert war, befahl, daß jeder von seinem Hofgesinde vom Leibe des Kanzlers ein Stück schneiden sollte. Da sprang jeder zu: der eine schnitt ihm das rechte Ohr, ein anderer das linke, ein dritter die Lippen, der vierte und fünfte einen Finger ab, bis kein Glied mehr zu verstümmeln war. Das Zerstückeln, Zersägen, Zerhauen, Pfählen, Verbrühen und Sengen währte zwei Stunden. Die Erfindungskunst Iwans und seiner Bürger war so unerschöpflich, daß fast jeder der armen Verlorenen eine andere Art des Todes erlitt. Am folgenden Tage wurden achtzig Frauen der Gerichteten und ihre Kinder ersäuft. Die Leichen lagen tagelang auf dem „Schönen Platz“ und wurden von Hunden gefressen.

Unter dem gräßlichen Eindruck dieser entsetzlichen Tage entschlossen sich einhundertfünfzig Bojaren, nach Polen zu fliehen. Sie wurden verraten, auf dem Weg abgefangen und gebunden nebeneinander in tiefe kotige Pfützen gelegt. Auf dieser „Brücke“ ließ Iwan seine Henkersknechte mit den Pferden hin und her galoppieren, bis keiner der Unglücklichen mehr lebte. Frauen, Kinder und Diener dieser Männer wurden jämmerlich erwürgt.

Bei einer großen, vom Zaren gebotenen Mezelei brachten es zwei Brüder seiner Dpritschniks nicht über sich, ein kleines Kind zu töten, das ihnen aus der Wiege freundlich zulachte. Sie übergaben das unschuldige Geschöpf einer Frau zum Aufziehen. In stetiger Angst beichteten sie dem Zaren, der sich mitfühlend stellte und das Kind zu sehen verlangte. Als es ihm gebracht wurde, tötete er es mit drei Stichen durchs Herz, warf es den Hunden zum Fraß vor und ließ die beiden Brüder niedersäbeln. Die gierige Mordsucht und Blutraseri Zwans ging so weit, daß er Bären auf das Volk hetzte, das sich auf dem Eis versammelt hatte; Petrejus, der solche Grausamkeiten aufzeichnete, sagt: „Wenn die Bären jemand zerrissen und tot bissen, zeigte der Tyrann große Freude. Einmal ließ er einen Bojaren in eine Bärenhaut einnähen und auf das Eis bringen. Als seine großen Hunde den vermeintlichen Bären in Stücke rissen, erlustigte sich der Zar so sehr, daß er vor Freude nicht wußte, auf welchem Bein er stehen sollte.“

Die vollendete Sklavenhaftigkeit seiner Untertanen ließ den „Schrecklichen“ gewähren, sagt Scherr. Nicht die leiseste Regung von Widerspruch, noch weniger von Widerstand, war mehr zu befürchten. In dem moskowitzischen Sklavenpöbel, im vornehmen wie im geringen, war jeder Hauch von Ehre und Menschenwürde erstickt. Fürsten und Bojaren fanden es in Ordnung, wenn der Zar sie um geringer Verschen willen auspeitschen ließ wie Stallknechte. Ein Bojar, den er spießen ließ, betete vom Pfahl herab: „Gott helfe dem Zaren! Gott gebe dem Zaren Glück und Heil!“ Gleich einem der römischen Casaren hatte auch Zwan ausrufen können: „Wie eilt dies Volk seiner Dienstbarkeit entgegen!“

Als die Verbrechen des Tyrannen alles Maß über-



Der Metropolit Philipp verweigert Iwan dem Schrecklichen den Segen.

stiegen, wagte der Metropolit Philipp ein äußerstes Mittel. Er verweigerte Iwan vor allem Volk den Segen. Zuerst schien der Wüterich niedergeschmettert, aber bald erwachte der Zorn in ihm. Er ließ den Greis seiner Würden berauben und im Kerker erdrosseln.

Man war willig geworden, alles zu ertragen, und die durch das Blut Tausender erpresste Knechtschaft und Knechtseligkeit erhielt sich nicht nur in den Seelen der getretenen Bauern bis in die neueste Zeit. Auch als das Scheusal im November 1581 seinen eigenen ältesten Sohn im Jähzorn erschlug, hob sich keine Hand der schmachvoll Bergewaltigten gegen den Mörder des eigenen Fleisches. Der Anlaß zu diesem Mord wird von Zeitgenossen verschieden berichtet. Petrejus schildert kurz, wie Iwan den Zarewitsch mit der Spitze seiner Elfenbeinkeule in die Schläfe schlug. Als der Sohn tödlich getroffen blutüberströmt zu Boden sank, hob die Bestie, Gott anklagend, die Hände zum Himmel. Weinend und klagend küßte der Mörder des eigenen Blutes den Sohn auf den Mund. Und auch hier fand er Unterwürfigkeit bis zum letzten Hauch. Der Zarewitsch wünschte von Herzen, daß dem Vater die ganze Welt untertan sein möge. Er begehrte nicht mehr als ein ehrliches Begräbniß! Fünf Tage nach dem tödlichen Streich starb der älteste Sproß Iwans des Schrecklichen. Ihm blieb als Thronfolger nur der mehr als blödsinnige Sohn Fjodor. Nach dem Totschlag des Sohnes übersiedelte der Zar nach dem Kreml in Moskau. Jetzt kam eine Zeit, da er der unzähligen von ihm zu Tode gemarterten und hingerichteten Opfer gedachte; er zeichnete ihre Namen in sein Gebetbuch, und da er sich vieler nicht mehr zu erinnern vermochte, fügte er am Ende hinzu: „Herr, du kennst sie!“

Abermals erwachte der Blutdurst in ihm, als er Livland verlor. Er rächte sich an den unterlegenen Truppen und ließ zweitausenddreihundert Mann auf die gräßlichste Weise hinrichten. Zahllose livländische Gefangene fielen seinen wilden Bären zum Opfer. Wenig

über fünfzig Jahre alt, sah der ausschweifende Zar aus wie ein uralter, gebrechlicher Greis. Zu Anfang des Jahres 1584 brach eine fürchterliche Krankheit mit innerlicher Fäulnis in ihm aus, die einen gräßlichen Gestank verbreitete. Aus dem Norden ließ er Zauberer und Hexen kommen, um sein Leiden zu beschwören. Im März 1584 nahte das Ende; am 15. März wühlte er in seiner Schatzkammer in den Edelsteinen und bezeichnete die Kräfte der einzelnen Steine, die nach dem Glauben der Zeit auf die Natur des Menschen von gutem Einfluß seien. Einige Tage vor dem 28. März kündigte sich der Tod an, den er mit Schrecken kommen sah. Fjodor, dem er über einen beängstigenden Traum klagte, ließ die Gefängnisse öffnen und ordnete Gebete an. Einmal sagte er zu dem blödsinnigen Erben: „Nun fahre ich dahin und bitte Gott, Sankt Nikolaus und Sankt Georg, sie mögen dich zum Herren der ganzen Welt machen.“ — „Mit erbärmlichem Seufzen und Geheul gab er seinen Geist auf,“ berichtet Petrejus. Nach den Worten dieses gutunterrichteten Zeugen war Iwan ein „erschrecklicher und abscheulicher Bluthund; keiner sei zuvor in der Welt gewesen, der mit dieser unmenschlichen Bestie zu vergleichen wäre. Alles, was von anderen Tyrannen je in der Welt regiert habe und über sie geschrieben wurde, sei gegen dieses Scheusal gleich einem unschuldigen Kinde“.

„Am 19. März 1585 war Moskau erfüllt von Wehklagen. Wer auf den Straßen erschien, vornehm und gering, der Bojar wie der Muschik, trat in tiefer Trauer einher. Das Volk lief herum, weinend und schluchzend, ganz verstört und wie wahnsinnig. Männer zerrauften sich das Haar, Weiber zerschlugen sich die Brust. In den Kirchen drängte sich die Menge, Gebete stammelnd,

Klagelieder heulend. Als stöhnte die ‚weiße‘ Stadt selbst, die ‚heilige Matuschka‘, das Mütterchen Moskau



Der Tod Iwans des Schrecklichen.

auf in tiefster Seelenpein, erscholl überall der Schmerzensschrei: ‚Weh‘ uns Armen! Was soll aus uns wer-

den? Unser gutes Väterchen, der Zar Iwan, des Was-
silji Sohn, ist tot!

So wurde der betrauert — und zweifellos aufrichtig



Die von Iwan dem Schrecklichen zur Erinnerung an die
Eroberung von Kasan erbaute Basiliskirche in Moskau.

von seinem Volk betrauert —, der ohne Frage der scheuß-
lichste Tyrann gewesen, den der Erdball je getragen,
ja, ein zum zweiten Male nicht vorhandenes Schauer-
geschöpf von Menschenbestie, Iwan IV., vom mosko-

witischen Volkslied mit scheuer Ehrfurcht genannt der ‚grause‘ Zar, im Buch der Geschichte Rußlands blutstarrend stehend als der ‚Grausame‘, der ‚Schreckliche‘.“ Ein Stück der Seele Zwans lebt noch im Wesen des tatarisch-moskowitzischen Volkes von heute, des Volkes, das sein erster Zar in Strömen Blutes und mit Millionen einzelnen Martergriffen in Bande der Knechtschaft und Knechtseligkeit schlug, aus denen es sich, blind gegen das eigene Fleisch wütend, zu befreien sucht.



Die Entdeckung des Pflanzenleders

Von R. H. Francé

Mit 4 Bildern

Als man Leonardo da Vinci als einem der tiefsten Kenner der Schönheit des menschlichen Leibes einst die Frage vorlegte, was er für das Schönste am Menschen halte, gab er zur Antwort: „Die Haut eines Kindes.“ Vasari, der uns die Anekdote überliefert, fügt hinzu: „So liebte es der Große, sich lustig zu machen über allzu neugierige Frager.“ Aber recht besonnen, steckt in der Antwort des Leonardo kein Scherz, sondern eine ganz wichtige, nur bis heute immer noch nicht richtig bedachte Wahrheit. Denn was macht letzten Endes den Liebreiz eines Gesichtes, die tiefe Wirkung eines ästhetisch vollständig befriedigenden menschlichen Körpers aus? Außer den Proportionen ist es die Art der Haut. Der unbeschreiblich weiche, rosige Flaum auf den Wangen eines blühenden Menschenkindes wetteifert mit dem entzückenden Eindruck der schönsten Blume und der lieblichsten Frucht. Längst hat das vor allen Denkern und Kritikern instinktiv die Frau erfaßt und seit Jahrhunderten, vielleicht seit Urzeiten, setzt sie zahlreiche Verufe in Brot, um nichts anderes zu erreichen, als die Ähnlichkeit ihrer Wangen — mit den samtweichen Backen eines Pfirsichs.

Kopfschüttelnd steht davor der reine Philosoph, aber mit einem tiefen und bejahenden Verständnis der neue Denker, der aus der Kenntnis der Naturgesetze heraus die Tatsachen des Menschenlebens wertet. Denn in jenem Streben nach einem „schönen Leint“ steckt nichts anderes, als die ganze natürliche Sehnsucht des Körpers, sich vollkommen in seiner Leistungsfähigkeit und gesund zu erhalten. Wenn nämlich nach dem alten Erfahrungssatz der Ärzte nur in einem gesunden Körper eine gesunde

Seele wohnen kann, so kann nur eine gesunde Haut einen gesunden Körper umhüllen. Die erste Vorbedingung einer gesunden Haut aber ist, daß sie blühend sei! Noch immer ist, namentlich in der Begriffswelt des „Gebildeten“, die Haut ein Stiefkind, gewissermaßen die gleichgültige Schale eines edlen Kerns. Nichts ist aber falscher als das. Jeder Fortschritt der Lebenswissenschaft hat immer wieder aufs neue bewiesen, daß sie geradezu zu den kostbarsten und zu den unentbehrlichen Einrichtungen des menschlichen und des tierischen Körpers gehört, zu seinem edelsten Material, wenn sie auch Teile hat, deren Verlust von ihm mit großem Gleichmut ertragen wird. Eine der erstaunlichsten letzten Einsichten war die Tatsache, daß die Haut den gleichen Ursprung hat wie das Gehirn und seine Nerven, so daß sich unter Umständen Sinnesorgane und Gehirnpartien operativ durch Umwandlung von Hautteilen neu bilden können.

Eine wunderbare Kleinwelt seltsam verworrener, feiner Beziehungen tut sich auf, wenn man mit Hilfe des Mikroskopes den feineren Bau der menschlichen oder der tierischen Haut erforscht. Man blickt dann hinein wie in ein merkwürdiges Gebäude mit unzähligen winzigen Kammern, in denen die Bewohner sich den mannigfachsten und absonderlichsten Gewerben hingeben. Zu oberst ist ein Dach gebaut, regelrecht aus Schindeln, die in vielfacher Reihe übereinander liegen, das Ganze wasserdicht und auch vor Kälte und Wärme abschließen (Abb. 1). Dieses Dach, das der Naturforscher *E p i d e r m i s* nennt, ist es, dessen Beschädigung oder Verlust vom Körper mit so großem Gleichmut ertragen wird. Von selbst löst es sich ständig in kleineren und größeren Stückchen ab, rücksichtslos reibt

es der Mensch beim Waschen fort, ja mit viel Kunst und Mühe sucht er aus diesem Teil seiner Haut zu fahren, wenn sie ihm nicht mehr gefällt. Er kann das alles



Abb. 1. Mikroskopischer Schnitt durch die Haut des Menschen.
Stark vergrößert.

1 Die Epidermis mit dem tiefer lagernden Pigment. 2 Blutgefäß in der Lederhaut (3). 4 Muskel zum Sträuben der Haare (7), an die sich die Talgdrüsen (5) ansetzen. 6 Schweißdrüse. 8 Fettschicht der Subcutis. 9 Hautnerven, die zu Tastkörperchen führen.

getrost versuchen, denn ständig wächst die Epidermis von unten her aus einer weichen und feinen Keimschicht nach, die erst außen verhornt und abstirbt. Dieses Dach hätte also die wunderbare Eigenschaft, daß seine Schindeln von den Bewohnern der obersten Stockwerke immer wieder neu gebildet werden. Nur kommt noch

eins, etwas besonders Merkwürdiges dazu. Das Dach ist durchsichtig, das ganze Haus ist wie aus gläsernen Ziegeln erbaut, und die Sonnenstrahlen finden ungehindert Zugang bis zu den untersten Stockwerken. Das hat nun mancherlei Schaden im Gefolge, denn die Bewohner sind empfindlich und hüten mancherlei kostbare, leicht verderbliche Dinge. Da bewegt ein erstaunlicher Gemeinssinn die zu oberst unmittelbar unter dem Dach Lebenden, Schirme auszuspannen, wahrhaftige Sonnenschirme aus braunem oder schwarzem Stoff, durch die sie die anderen schützen. Zahllose Pigmentkörnchen werden zwischen der Epidermis und der Keimschicht eingelagert, nach Bedarf gebildet und wieder aufgesogen, und von ihnen hängt es ab, ob eine Haut blendend weiß erscheint oder sanft rosenrot, wenn bei großer Blutfülle der kostbare Lebenssaft durchschimmert, oder ob „Sommersprossen“ sie fleckig machen; das Pigment entscheidet darüber, ob man zu den „Weißen“ gehört oder zu den Negern, es bewirkt, daß man im Sommer „abbrennt“ und im Winter wieder weiß wird.

Das Pigment schützt die ganze, höchst komplizierte und merkwürdige Gesellschaft, die das mittlere Stockwerk der Haut bewohnt. Blutgefäße durchschlingen in feinsten Verzweigungen und wahren Wundernetzen diese sogenannte Lederhaut, als wären sie die weitverzweigten Wasserleitungsröhren eines modernen Hauses, Haare entspringen hier aus ihrem drolligen Zwiebelchen und feine Muskel, denen man das „Haarsträuben“ verdankt, ziehen zu ihnen, seltsame Träubchen legen sich an sie an (Abb. I Nr. 5) und erweisen sich als die nimmerrastenden Erzeuger eines weichen Fettes, das, ständig auf die Epidermis entleert, sie geschmeidig und samtweich erhalten soll. Hier sind auch die noch immer geheimnis-

vollen Träger der vielen angenehmen und schmerzlichen Erfahrungen, welche uns die Haut vermitteln kann, vom Kusse jener, die uns lieben, bis zu dem rasenden Schmerz einer Neuralgie oder Brandwunde. Lastkörperchen nennt sie die Wissenschaft, und mittels zahlreicher, feinsten Nerven ist das Gehirn mit ihnen verbunden und erfährt durch sie von dem vielen, was auf der Oberfläche der Haut „vor sich geht“. In die Lederhaut (*Cutis* nennt der Biologe sie) führen endlich auch die zahllosen Poren der Epidermis. Feine Röhren verbinden die wunderliche Kleinwelt unseres wunderbarsten Organs mit der Außenwelt, und aus ihnen verdunstet ständig ein Überschuss an Wasser, soweit nicht durch diese Schweißdrüsen alles das, was die Haut an Abfällen ihres Stoffwechsels entleeren muß, ständig ausgeschieden wird.

Und alles das wird verbunden durch Millionen von elastischen Fasern, die in dichtem Filz Drüsen, Muskeln, Blutgefäße, Nerven zusammenspinnen zu einem natürlichen Stoff von unübertrefflicher Haltbarkeit und Dauer noch lange über den Tod hinaus. Nichts anderes ist dieses Gewebe der elastischen Fasern der Lederhaut wie das Leder selbst, das man aus den tierischen Häuten gewinnt durch Gerben, das heißt Herausätzen und Laugen aller übrigen Bestandteile, jenes kostbare, so vielbegehrte Leder, dessen Unerseßlichkeit uns erst in diesen Jahren des Krieges zum ersten Male ins Bewußtsein getreten ist. Die Elastinfaser, aus der Leder besteht, gehört zu den wertvollsten Stoffen der Natur durch ihre Zähigkeit, Biegsamkeit und Elastizität sowie Widerstandsfähigkeit gegen Nässe und Temperaturwechsel.

Unter dem Gewirr der Elastinfasern aber sind wir auch schon im tiefsten Stockwerk der Haut angelangt,

in der *Subcutis*, die, am einfachsten ausgedrückt, eigentlich ein Fettmagazin, also auch ein heute vielgeschätzter Ort ist, namentlich wenn es sich um die *Subcutis*, vulgo Speckseite eines wohlgenährten Vorkstieres handelt. Die *Subcutis* des Menschen wird freilich nicht von der praktischen, sondern von der ästhetischen Seite her betrachtet, ist sie doch einer der wesentlichsten Faktoren körperlicher Schönheit. Sie verleiht den Formen die Rundung, das Schwellende, Weiche, Anmutige, durch sie erscheint die Haut straff und faltenlos, durch den Verlust ihres Fettgehaltes aber entstehen die Runzeln des Alters und das welke, schlaffe Aussehen der Kranken und Abgemagerten.



Abb. 2. Die Oberhaut eines Baumes mit abspringender Rinde.

Diese aus Fasern und Fett bestehende Schicht umhüllt nun alle inneren Organe des Körpers; sie ist das Innerste der Haut, deren merkwürdige Vielgestaltigkeit

durch diese Beschreibung zwar keineswegs erschöpft, aber wenigstens in ihren wichtigsten Eigenheiten verständlich geworden sein mag als das Organ des Schutzes vor Kälte, Wärme, übermäßiger Besonnung, äußerer Verletzung, der Transpiration und nicht zuletzt als ein Ablagerungsort der Reserven des Stoffwechsels.

Das alles sind bekannte Dinge, und es brauchte nur wiederholt zu werden, wegen seines Zusammenhanges, der, selbst der Wissenschaft neu und überraschend, zu ihren jüngsten Entdeckungen gehört.

Denn wer wäre nicht überrascht zu hören, daß dieses kunstvolle und in manchem noch immer geheimnisvolle Organ keineswegs eine Eigenheit des Menschen oder der höheren Tiere allein, sondern mit allen seinen wesentlichen Einzelheiten auch im Pflanzenreich vorhanden sei. Der Waldbaum und Strauch, eine Buche oder eine Rose trägt eine Haut, in der sich alle wichtigen Eigentümlichkeiten der menschlichen Haut wiederfinden.

Vor allem ist die große Dreiteilung zwischen Epidermis, Cutis und Subcutis vorhanden; daß die Dinge anders benannt sind, weil man bisher die Übereinstimmung nicht ahnte, ändert nichts an den Tatsachen. Rinde nennt man die Haut des Baumes, und seit fast hundert Jahren weiß die Wissenschaft, daß zu äußerst jeder Pflanzenteil eine Epidermis trägt (Abb. 2), die außen abstirbt und in kleineren oder größeren Schuppen stets abschülfert, vom Baum oft sogar aktiv abgeworfen wird. Aus abgestorbenen Zellen besteht sie, deren Aufgabe es ist, das Innere der Pflanze vor Feuchtigkeit, den großen Schwankungen der Temperatur und äußeren Verletzungen zu bewahren. Erreicht wird dieser Schutz durch einen Stoff, dessen ganze wunderbare Bedeutung noch bei weitem nicht völlig durchschaut ist, nämlich

durch den Kork. Damit aber immer genügend davon vorhanden sei, gibt es unter diesen abspringenden Schichten eine Keimschicht, die stets neuen Kork erzeugt. Und — da zieht uns zuerst seltsam die erstaunliche Übereinstimmung zwischen Tier und Pflanze an — in diese Keimschicht sind auch in der „Pflanzenhaut“ Farbstoffkörnchen eingelagert, die sie undurchsichtig machen (Abb. 3). Rindenfarbstoffe nennt sie die Wissenschaft und weiß vorläufig von ihrer Bedeutung noch nicht zu viel zu sagen. Was entspricht aber bei dem Baum der Lederhaut? Eine dicke Schicht lebender Zellen, aus der oft

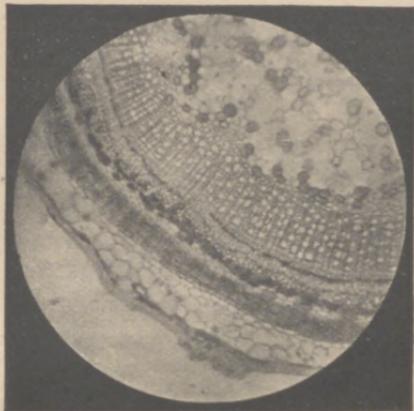


Abb. 3. Mikroskopischer Schnitt durch die „Haut“ des Baumes.

Stark vergrößert.

Von außen nach innen sieht man die aus Kork bestehende „Epidermis“ mit Farbstoffkörnchen in den tieferen Schichten und einer Keimschicht. Darunter die aus Korkzellen bestehende Mittelschicht, in deren innerster Region Fett oder Stärke eingelagert sein kann.

(Originalaufnahme von Frau Dr. A. Friedrich.)

genug Dornen und Stacheln hervorstechen als Gegenstück der Haare, in der, allerdings wieder durch die Eigenschaften des Korkes, Elastizität ebenso angestrebt und erreicht wird wie in der tierischen Haut. Auch Poren fehlen der Haut der Pflanzen nicht; sie dienen ebenso der Transpiration wie der Atmung, gleich jenen der tierischen Haut. Und seltsam genug, es gibt Pflanzen, denen selbst Hautdrüsen nicht abgehen (Abb. 4).

Und die Subcutis? Sie ist genau so als Zwischenschicht entwickelt wie im Tier, und es erscheint fast wie selbstverständlich nach all den bisherigen Übereinstimmungen, daß auch sie Reservestoffe gespeichert enthält; in vielen Bäumen und Sträuchern Stärke und Zucker, in ebensovielen aber Fett, ein reines, klares Öl, das

Abb. 4.
Epidermis einer Pflanze
mit Drüsen der Haut, Haaren und
nervenähnlichen Fasern.
(Nach Jenner.)



sich die so fetthungrig gewordene Menschheit von heute seit dieser Entdeckung nicht mehr entgehen lassen wird.

Denn das steckt letzten Endes hinter dieser ganz merkwürdigen neuen Übereinstimmung zwischen Pflanze und Tier, deren Spuren wir hier nachgegangen sind, und dem zuliebe habe ich eingeladen, mit mir dieses Kapitel der „Vergleichenden Biologie“, wie sich die neue Wissenschaft nennt, der wir diese Einsichten verdanken, aufzuschlagen: praktische Entdeckungen von großer Wichtigkeit sind geschehen, und eine neue

Industrie beginnt, dem deutschen Wald neue Ernten abzugewinnen. In unseren Tagen gründen sich Fabriken, um Fett aus heimischen Waldbäumen herzustellen, und die Gegenwart kennt nicht nur tierisches Leder, sondern neuestens auch Pflanzenleder, dessen technische Verwendbarkeit alle Erwartungen übersteigt. Ich aber kann mich von meinen Lesern verabschieden mit dem Bewußtsein, daß ich ihnen nicht nur ein merkwürdiges Stück Natur gezeigt habe, sondern daß für sie die neuen vielerörterten Begriffe der Fettbäume und des Pflanzenleders kein leerer Klang mehr sind.



Der Apfelsinenkern

Marineskizze von Alfred Manns

Am Morgen bot der Hafen des Flottenstützpunktes ein wundervolles Bild. Alle Dinge, alles: die Häuser, die Schiffe, die Telegraphendrähte waren dick belegt mit den feinen weißen Raufrostkristallen.

Nun fielen seit einer Stunde große Schneeflocken. Die mächtigen Schiffe steckten ihre glitzernden Spieren und Ladebäume noch einmal so herausfordernd in die Luft, während die kleinen bereiften Tollen und Barkassen gleich rastlosen Wasserläufern umherfügten. An der Ostseite lagen, ebenfalls vereist und verschneit, die Vollstrecker des Weltgerichts an England: die deutschen U-Boote.

Auf mehreren Unterseebooten wurde das Deck gesäubert. Eines wurde von einem Schlepper aus dem Hafen gezogen; es war eines der neuesten und größten. Wer scharfe Augen hatte, konnte die kleine dreistellige Zahl gut erkennen: U 399.

Nur der Führer, Kapitänleutnant Walder, Oberleutnant Sander, ein Maat und zwei Matrosen waren auf Deck. Man machte kein Aufhebens von der Ausreise; ruhig und selbstverständlich fuhr das Boot zur todbringenden Reise. Rufe und Winke gab es nicht, denn das Schauspiel war nichts Ungewohntes mehr; täglich liefen mehrere Unterseeboote aus dem Hafen.

In der dicht fallenden Masse des Schnees entschwand den Schlepper und U-Boot bald den Blicken.

Heute am Sonntag herrschte ziemlich Ruhe, und deutlich vermochte man ab und zu ein leises Knattern zu vernehmen. Die große Signalstation, die etwas außerhalb des Hafens lag, einer der Hauptnerven unserer Flotte, sandte Befehle und Mitteilungen aus. Das rotbackige, fünfjährige Bübchen des Hausmeisters

spielte vor dem Eingang der Signalstation. In der einen Hand hielt es einen großen Zeugbaren, in der anderen eine geschälte Apfelsine, von der es herzhaft abbiß. Auch der Bär bekam sein Teil. Von Zeit zu Zeit fuhr sich der Kleine mit seinen dicken, behandschuhten Fingern in den Mund und holte einen Apfelsinenkern hervor, den er fortwarf.

An seinem Arbeitstische saß der Kommandant des Hafens, Vizeadmiral Brenken. Das Glockenzeichen des Tischtelefons ertönte. Brenken nahm den Hörer. Sein Mund verzog sich während des Hörens zu einem ingrimmigen Lächeln: „So, so. Es ist gut. Bitte noch einmal. Das neue englische Minenfeld ist festgestellt zwischen? — — Schön.“

Der Kommandant hatte den Hörer ein und wandte sich zu seinem Adjutanten, Kapitanleutnant Wegener: „Sie sind nicht klug, die Briten,“ sagte er, immer noch mit demselben Lächeln, „verseuchen sich ihr eigenes Fahrwasser durch Minen. Dadurch beschränken sie die Passiermöglichkeit für ihre Handelsschiffe und tun unsere Arbeit. Durch unsere Aufklärung werden uns die Felder meist bald bekannt. Wir brauchen nicht mühsam weit und breit Umschau zu halten und können uns vor dem Hohlweg der freien Rinne auf die Lauer legen.“

„Zawohl, Erzellenz,“ erwiderte der Kapitanleutnant zerstreut. Fast aufgeregt durchsuchte er Papiere, die vor ihm lagen. „Zawohl, Erzellenz, der Nutzen dieser Minenfelder ist plus — minus, ist auf unserer Seite. Indes, bis sie von unseren Spezialbooten erforscht sind, kann doch . . . Ich suche eben — — hier ist's.“

Wegener warf einen Blick auf das Papier und sprang dann in höchster Erregung auf. „Ich erinnerte

mich richtig: Vor zwei Stunden ist U 399 ausgefahren, genau nach der Gegend, von der ich Erzellenz eben sprechen hörte. Es sollte auch nach dem Alfred the Great sehen. Das U-Boot muß sich jetzt auf hoher See befinden und dürfte sich gerade in diesem Augenblick zum Tauchen anschicken. Es besteht später vielleicht überhaupt keine Möglichkeit mehr, sich mit ihm zu verständigen.“

Schnell überzeugte sich der Admiral von der Richtigkeit der Angaben des Adjutanten. Mit einem Schritt war er wieder am Fernsprecher.

„Signalstation.“

Ungeduldig wartete Brenken ein paar Sekunden, dann drückte er fünf-, sechsmal auf den Knopf. „Zum Donnerwetter, warum verbinden Sie mich denn nicht? Was? Na, das fehlte gerade noch. Sofort, aber auch sofort reparieren. Verstanden!“

Einen Augenblick biß sich der Admiral erregt in die Unterlippe.

„Die Leitung ist vom Raureif und Schnee zerissen,“ murmelte er, halb zu sich selbst, halb zu Wegener. Durch ein Glockenzeichen rief er die Ordonnanz ins Zimmer.

Es war ein junger, fehniger Friese, der eintrat.

„Passen Sie auf, Onken,“ sprach ihn Brenken mit wohlwollendem Ernst an. „Es geht um Menschenleben! Laufen Sie, was die Lungen und Beine hergeben können, zur Signalstation. Nehmen Sie hier die Beglaubigung und überbringen Sie den Befehl von mir, daß alle anderen Funkprüche zurückstehen müssen oder abzubrechen sind. Es ist unverzüglich zu funkeln: U 399 sofort zurückkehren. Ist das klar?“

„Zu Befehl, Erzellenz.“ Der Matrose wollte die

Worte wiederholen, aber der Admiral winkte ab. „Schon gut, Dnken. Die Antwort bringen Sie mir so schnell wie möglich.“

Fort stürzte der Frieße.

Begener zog die Uhr. „Punkt zehn. Um acht wurde das Boot ausgeschleppt. Fast stets genau zwei Stunden nach Abfahrt schicken sich die Boote zur Unterwasserfahrt an. In zwölf Minuten kann Dnken den Befehl überbracht haben. Es könnte noch gerade glücken.“

„Wollen's hoffen, wollen's hoffen,“ erwiderte Brenken und ging, um die innere Unruhe niederzukämpfen ein paarmal mit großen Schritten im Raume hin und her. Möglich blieb er stehen: „Hören Sie, Herr Kapitänleutnant, die Verrätereie des alten englischen Fischers war eine Falle. Freilich, Nutzen haben wir nicht mehr davon, daß wir das jetzt wissen. — Ich wollte, der Dnken wäre schon wieder da.“

Dnken war ein schlanker, strammer Bursche mit breiter Brust und Gliedern wie Stahl. Er nahm sich keine Zeit, eine Mütze aufzusetzen.

Mit langen Sprüngen schoß er über das Pflaster. Ein paar Leute, die ihm nicht schnell genug Platz machten, stieß er unsanft beiseite, und einen Radfahrer rannte er über den Haufen. Er kümmerte sich nicht um das Schelten und stürmte weiter.

Nun tauchte das Gebäude der Signalstation vor ihm auf. Den Weg, zu dem ein rüstiger Fußgänger zwanzig Minuten gebrauchte, hatte Dnken in sieben zurückgelegt. Jetzt war er angelangt. Nur noch ein paar Schritte. Da, auf einmal glitt der Frieße aus, ein winziger Apfelsinenkern war die Ursache. Infolge der Schnelligkeit vermochte der Matrose sich nicht auf-

recht zu erhalten. Er stürzte, schlug mit dem Kopf gegen die Stufen der Treppe und verlor die Besinnung. Man brachte ihn ins Haus. Nur eine Viertelstunde währte die Betäubung. Sofort erinnerte sich Dnken, und sein erstes Wort war der Befehl.

Und gleich darauf — es war zehn Uhr fünfundzwanzig Minuten — ging der Funksspruch vom Mast.

U 399 antwortete nicht. Es war schon untergetaucht und fuhr ungewarnt dem neuen englischen Minenfelde entgegen.

Wie Kapitänleutnant Wegener vorausgesagt, hatte U 399 um zehn Uhr jenen Teil der Außenreecke erreicht, von wo die Boote meist ihre Unterwasserfahrten begannen. Aus militärischen Gründen geschah das bereits hier, denn die deutschen Außenposten lagen noch viel weiter draußen. Schon nach einer halben Stunde hatte der Schlepper die Trosse losgemacht und war heimwärts gedampft.

Durch zweckmäßigere Lagerung der Torpedos als bei der letzten Fahrt war im U-Boot Raum gewonnen worden, den man dazu benutzte, weitere Torpedos und einige Fässer Öl mehr zu verstauen. Dadurch hatte sich das gewohnte und bekannte Gewicht etwas verschoben, und Kapitänleutnant Balder wollte nun vor der Tauchfahrt noch sehen, welche Abweichungen die Überwasserbewegungen des Schiffes gegen früher aufwiesen. Aus diesem Grunde hatte er den Schlepper vor der Zeit entlassen, und auch, weil er wußte, daß neue Arbeit des Dampfes harzte, denn die Hochseeschlepper waren spärlich, und zwei andere Boote sollten ebenfalls noch vor Abend hinaus.

Die Geschwindigkeit, sowie die Art und Weise, wie die Maschinen und Schrauben bei stärkster Beanspruchung

liefen, befriedigte Balder aufs höchste. Wohlgemut stand er auf Deck: „Prächtig! Sander,“ sagte er zu seinem Ersten Offizier, mit dem ihn Freundschaft verband, „es kommt mir vor, als ob unser Boot jetzt noch besser liefe als vorher; jetzt erst scheint die beste Balance vorhanden zu sein. Das Schlittern hat fast völlig aufgehört.“ Er sah nach der Uhr. „Ein Viertel nach zehn. Ich denke, es ist Zeit. Wo befinden wir uns?“

Der Navigationsoffizier nannte die Lage.

„Fertig zum Tauchen!“ tönte der Befehl. In den letzten Minuten war das Schiff fast still gelegen.

„Melden Sie zurück: U 399 tauchbereit.“

Sofort sandte die Bordstation die Meldung ab. Eine Minute wurde gewartet.

„Ist etwas Besonderes?“

„Nein, Herr Kapitänleutnant,“ antwortete der Funker.

„Volle Fahrt voraus.“

Von Deck war bereits alles verschwunden, die Luken geschlossen, die Masten eingezogen. Ein neuer Befehl. Das Wasser sauste in die Tanks, die Tiefensteuer kamen hoch, der Antrieb wurde umgekuppelt, der Elektromotor übernahm die Arbeit des Dieselmotors. Vorwärts ging's, und um zehn Uhr zwanzig war von dem Fahrzeug nichts mehr zu sehen. In acht Meter Tiefe fuhr es leicht dahin.

In guter, entschlossener Stimmung, die dem Ernste der zu lösenden Aufgabe entsprach, standen vier Stunden später der Kommandant und sein Erster Offizier in der Zentrale beieinander. Gleichmäßig schallte das Stampfen der Maschine und das Drehgeräusch der Schrauben herüber. Es gab nicht viel zu tun augenblicklich. Die Maschine arbeitete, und der Rudergänger

hielt geraden Kurs. Während Walder ab und zu die Hörer des Unterwasserschallempfängers an die Ohren hielt, setzte sich der Oberleutnant auf einen Gerätekasten.

„Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, diese Fahrt gegen unsere erste Kriegsfahrt auf dem alten U-Boot mit der niedrigen Ziffer,“ sagte Sander.

Der Kapitanleutnant nickte. „Die U-Boote haben, so möchte man sagen, die Kinderschuhe anscheinend unvermittelt mit rüstigen Männerstiefeln vertauscht; der Übergang geschah unglaublich schnell. Wohl noch nie bewahrheitete sich der Ausspruch: Not macht erfinderisch, in ähnlicher Weise. Die Not stand gleichsam mit der Hezpeitsche hinter dem technischen Erfindergeist und zwang ihn, der Natur immer neue Geheimnisse abzurufen.“

„Ja, so ziemlich stimmt's,“ entgegnete Sander, „wenigstens was die Mechanik anlangt. Die Chemie kommt den wirklichen Geheimnissen doch schon erheblich näher, wenn sie auch nur Wirkungen und nicht Ursachen erforscht. Schließlich antwortet auch sie nur auf die Frage wie und nicht auf die Frage warum. Aber andere Erfindungen dringen ebenfalls in die Tiefe. In der Elektrizität hat man tatsächlich eine Naturkraft entdeckt oder vielmehr sie der Forschung zugänglich gemacht. Nun baut man und baut Schächte, um den Grund zu suchen, die Ursache. Man kommt ihr wohl näher, aber finden wird man sie nie. Die Wirkungen läßt sich die Natur abringen, das Warum hält sie dreimal und ewig verschlossen wie das Rätsel der Ewigkeit. Immerhin, die Fortschritte sind bedeutend.“

„Ja,“ erwiderte Walder, „zum Beispiel das Telephon, was ist daran in den letzten beiden Jahren ver-

vollkommenet worden. Nicht nur hört man die Töne der Signalglocke, nach denen man mit Hilfe des Kompasses und der Seekarten unter Wasser und bei Nebel die betreffenden Küstenpunkte ausmachen kann, nein, jetzt kann man auch — hallo, da haben wir's schon — — Fischdampfer oder Frachtdampfer über uns."

Geraume Zeit lauschte der Kommandant, dann fuhr er fort: „Man arbeitet sich ein, bekommt Übung im Horchen, gewiß, aber ohne die feinen, kunstvollen Apparate würde es doch so gut wie unmöglich sein. Jetzt ist's eine Kleinigkeit, nach Art und Stärke des Geräusches, nach der Zahl der Umdrehungen und so weiter, fast alle Schiffe, die über uns fahren, unbesehen zu erkennen."

„Ja,“ meinte der Oberleutnant, „wenn man nur die Entfernung sicherer zu schätzen vermöchte, und wenn die Rückwirkung der Explosion nicht wäre, könnte man den Feind gar von unten packen. Nun, man hat schon so manche ‚Wenn‘ überwunden, die als unüberwindlich galten, daß man mit Recht noch vieles von der Zukunft erwarten kann. Übrigens, wir haben den Bereich der deutschen Flotte hinter uns. Jetzt darfst du vielleicht etwas über unseren Bestimmungsort sagen, oder haben wir gar eine Aufgabe?“

„Gewiß, Sander, du mußt es jetzt sogar wissen. Ich habe, wie immer, weitestgehende Vollmachten, die ja auch durch die Wechselfälle des Augenblicks geboten sind. Natürlich ist mir gemäß dem Sperrplane der Admiralität ein bestimmtes Gebiet angewiesen, das als mein Gebiet gilt, und das ich nur in Fällen von besonderer Wichtigkeit, die abzuwägen ebenfalls in mein verantwortliches Ermessen gestellt sind, verlassen darf. Abgesehen hiervon sind sämtliche Kommandanten an-

gewiesen, sich, soweit dieses thunlich und der Erfolg dadurch in keiner Weise in Frage gestellt wird, in der Nähe der Küste zu halten, damit den Personen an Bord der zu vernichtenden Schiffe die denkbar größte Möglichkeit zur Rettung gegeben wird. Denn, entsprechend dem deutschen Geist unserer Marinebehörden soll trotz des rücksichtslosen U-Bootkrieges, soweit wie es nur irgend angeht, auch das Leben solcher Personen geschützt werden, die sich, entgegen der Warnung, auf eigene Gefahr in das Sperrgebiet begeben. Aber, wie gesagt, der Erfolg darf dadurch nicht beeinflusst werden. Jede Privatperson, die sich in die Gefahrzone begibt, setzt bewusst ihr Leben für irgend einen Nutzen auf das Spiel. Sie darf sich nicht beklagen, wenn sie das Spiel verliert."

"Wer Einsicht haben will, wird das begreifen. Besondere Orders hast du nicht?"

"Ja," Balder sah sich um; es war niemand in der Nähe, „doch das ist nur etwas für dich allein. Höre: In den kleinen, versteckten, aber guten Hafen des Fischernestes Chalkpool haben die Engländer in aller Heimlichkeit ein großes Schwimmdock geschleppt. Darin liegt seit drei Monaten das seinerzeit von uns schlimm zugerichtete Schlachtschiff ‚Alfred the Great‘. Unsere Admiralität bekam davon Wind und brachte auch in Erfahrung, daß der ‚Alfred‘ so ziemlich fertiggestellt ist und dieser Tage abgeschleppt werden soll, um in einem großen Kriegshafen die neuen Kessel zu empfangen, für die die Ladevorrichtungen von Chalkpool nicht ausreichen."

"Ist das sicher, Balder?"

"Ich habe selbst den englischen Fischer gesprochen, der sich in unbegreiflichem Leichtsinne in unseren Macht-

bereich wagte. Der Kerl war ein Halunke, denn mit einer ekelhaften Geflissentlichkeit verriet er uns die Geheimnisse seines Vaterlandes. Aber die Angaben waren glaubwürdig, denn sie stimmten bis auf den nahen Termin des Auslaufens mit unseren eigenen Beobachtungen überein. Da die Engländer nun tatsächlich zu glauben scheinen, daß wir von dem Dock nichts wissen, so werden sie vielleicht keine allzu großen Vorsichtsmaßregeln beim, natürlich nächtlichen, Abtransport anwenden, und so habe ich denn den Auftrag erhalten, mich des ‚Alfred‘ wohlwollend anzunehmen.“

Sander, der sonst jede Gelegenheit zu einem frischen Vorgehen freudig begrüßte, schwieg geraume Weile.

„Weißt du, ich muß offen gestehen, die ganze Sache gefällt mir nicht, wenn ich auch nicht genau sagen kann, warum. Die Küste ist an jener Stelle ziemlich zerrissen und unübersichtlich; in den verschiedenen Buchten und hinter den Felsen können die Briten eine Unmenge Motorboote, Torpedoboote, ja die ganze Wachtflotte mit den verteuflten Schleppnetzen versteckt halten.“

Der Kapitanleutnant schüttelte den Kopf. Er hatte eben wieder die Hörer am Ohr.

„Nichts, rein gar nichts. Kein Kriegsschiff und kein Handel Fahrzeug, soweit der Schall trägt. Die unbeschränkte Beherrscherin der Meere ist sehr zurückhaltend geworden.“ Balder nahm das Sprachrohrmundstück und rief, nachdem er geweckt, in den Maschinenraum: „Hoch bis auf zwei Meter, Höhensteuer!“

Gleich darauf hob sich das Boot vorn, in spitzem Winkel von der Horizontalen abweichend. Die Pumpen halfen nur wenig mit.

„Periskop heraus!“

Ein Matrose führte die Arbeit aus und verschwand dann wieder.

Balder sah in den Spiegel und ließ das Rohr kreisen. „Auch so weit man sehen kann, nichts. Dabei sind wir doch längst im britischen Flottenbereich. ‚Pumpen an! Überwasserfahrt!‘“ tönte der Befehl. „Wir müssen Strom sparen und neuen aufspeichern, werden ihn noch nötig genug haben.“

Zehn Minuten später standen die Freunde wieder in der frischen, kalten Luft, und jetzt erst kam der Kapitänleutnant auf die Äußerung Sanders zurück.

„Was du da sagst von der versteckten Wachtflotte, glaube ich nicht, denn das würde bedeuten, daß die Engländer den wehrlosen ‚Alfred the Great‘ als Falle benutzen wollen. Dazu wäre der doch etwas zu wertvoll, und es ist kaum zu denken, daß die Briten unsere noch außerordentlich fragliche spätere Vernichtung mit der Zerstörung eines ihrer besten Schiffe bezahlen wollen.“

„Das sagte ich mir eben auch,“ entgegnete der Oberleutnant, „und trotzdem werde ich das wunderliche Gefühl nicht los, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist. Eben, weil es nur ein Gefühl ist, kannst du mich mit Vernunftgründen leicht schlagen. Na, mir soll's recht sein; selbstverständlich bedrückt mich die Sache nicht. Ein Unterwasseroffizier hat den Pour le Mérite in der Tasche und die Totenkluft auf der Haut. In diesem Kriege gehen Leben und Tod überall Arm in Arm; das weiß man, und das Wie, Wann und Wo ist schließlich gleichgültig. Dazu: Ich bin allein, aber du, Balder, bist verlobt.“

„Anderere sind es auch,“ antwortete der Offizier einfach und nahm das Fernrohr ans Auge.

Beide schwiegen jetzt lange Zeit. Auch Sander blickte meist durch sein Glas. Das U-Boot, bei dem, sobald es auf dem Wasser schwamm, der Dieselmotor eingesetzt hatte, arbeitete sich in schnellem Tempo, das man noch vor einem Jahre für unmöglich gehalten hatte, weiter.

Plötzlich hob Balder den Arm: „Dort liegt die englische Küste.“

Nun galt es Vorsicht. Von neuem mußte das Schiff tauchen, aber das Periskop behielt man draußen.

Balder ließ noch immer genau auf Chalkpool zu steuern, denn von Fahrzeugen irgend welcher Art war immer noch nichts zu sehen. Abwechselnd sahen die Freunde auf den Spiegel.

Deutlicher und immer deutlicher traten die Felsen der Küste hervor. Aber nun wurde es dämmerig. Der Kapitänleutnant hielt es für richtiger, vorerst nicht weiter zu fahren, denn das Schiff lag jetzt mitten im Fahrwasser der Handelsschiffe. In dieser Entfernung konnte er bei Dunkelheit mit dem Turm herauskommen, die Innenräume durchlüften lassen, was sehr nötig war, und außerdem vermochte der Kommandant von hier mit seinem Nachtglase die Küste viel besser zu beobachten, als er es, selbst erheblich näher, mit dem Periskop gekonnt hätte.

Diese Nacht gab's keine Ruhe für Balder, denn wer konnte sagen, ob nicht gerade heute das Schlachtschiff fortgeschafft wurde.

„Leg' dich schlafen, Sander,“ sprach er zu seinem Stellvertreter, „sobald sich etwas Besonderes ereignet, lasse ich dich rufen.“

„Nein, ich möchte hier bleiben, mir macht's nichts aus, einmal vierzig Stunden ohne Schlaf zu sein, und

ich meine, wir müßten aus der Tatsache Nutzen ziehen, daß vier Augen stets mehr sehen als zwei."

"Wie du willst. Ich behalte dich gern bei mir, das kannst du glauben."

Inzwischen war es Nacht geworden. Türme und Ventilationsköpfe des Bootes befanden sich über Wasser. Gesprochen wurde nicht mehr viel zwischen den Freunden. Es war stockdunkel, und es bedurfte angestrenzter, scharfer Aufmerksamkeit, um das Meer ringsum zu überwachen.

Grimmig kalt wurde es, und trotz Wolle und Pelz war es den beiden Offizieren sehr erwünscht, daß von Zeit zu Zeit einer in den Maschinenraum gehen, sich durchwärmen und ein Schälchen Kaffee trinken konnte.

Es mochte ein Uhr sein. Valder war vor zwei Minuten hinuntergestiegen, als ihn das Zeichen des Oberleutnants wieder in den Turm rief.

"Nun?"

Sander reichte dem Kommandanten das Nachtglas.

"Bei Chalkpool wird ein winziges Licht sichtbar."

Mehrere Minuten verdoppelten jetzt die Freunde ihre Anstrengungen, mehr zu erkennen.

"Langsam vorwärts. Alter Kurs!" befahl Valder, und behutsam arbeitete sich das Boot weiter, wobei es sich nicht vermeiden ließ, daß den beiden Spähern eisige Wellen um die Beine spülten.

Eine Viertelstunde dauerte die Fahrt, dann meldete unten der Maschinentelegraph "halt".

Der Kapitänleutnant packte den Arm Sanders.

"Kein Zweifel, das ist der Alfred."

Der Oberleutnant nickte. "Und soweit sich erkennen läßt, ist tatsächlich keine Begleitung, wenigstens nicht in größerem Umfange, da. Netze haben wenig Sinn

und können uns auch nichts tun, wenn, wie hier, keine bewaffneten Wachschiffe vorhanden sind. Nun, einerlei, was sie vorhaben; wenn wir Aussicht haben, den ‚Alfred‘ vors Rohr zu bekommen, dürfen wir schon etwas riskieren.“

„Und nun unter Deck,“ erwiderte Balder.

Als alle Öffnungen geschlossen waren, kam wieder das Periskop heraus, und das Schiff sank auf zwei Meter unter Meeresoberfläche, ohne Geschwindigkeit und Kurs zu verändern.

„Ich habe mich genau über alles orientiert vor dem Auslaufen, immerhin würde ich zurückfragen, ob inzwischen neue Meldungen von unseren Spezialkundschafterbooten oder sonstwoher eingetroffen sind.“

„Nein, Balder, das geht nicht mehr. Aus der Stärke der elektrischen Wellen würden die Briten unsere Nähe erkennen.“

Eine weitere Viertelstunde verging.

Der Kapitänleutnant stand am Periskop. „Ich sehe es deutlich jetzt, es ist der mächtige Kasten. Drei Schlepper sind davor, und nur ein altes Torpedoboot ist dabei. Jetzt gilt's: ‚Volle Fahrt!‘“

Die Schrauben begannen zu sausen, und das Schiff stöhnte unter dem durch die erhöhte Geschwindigkeit vermehrten Druck. Da, auf einmal ein dumpfer Ton, wie das Anschlagen eines schweren Gegenstandes an die Schiffswand. Balder fuhr vom Spiegel zurück. Sekundenlang starrte er in das todernste Gesicht des Freundes, dann riß er den Schiffstelegraphen auf „Halt“ und schrie es gleichzeitig ins Sprachrohr.

Nicht sofort kam das Boot zum Stehen. Noch mehrere Male erschallte dasselbe unheimliche Geräusch.

„Der englische Fischer,“ murmelte Sander, „wir

sind mitten in einem Minenfelde, Walder,“ fuhr er lauter fort, und seine Augen leuchteten. „Nun ist's gleich. Liegen bleiben können wir hier nicht. Zurück ist die Gefahr die gleiche. Durch einen unbegreiflichen Glücksfall haben wir anscheinend bisher die Minenkontakte nicht berührt. Vielleicht ist uns das Glück auch weiter hold.“

Der Kommandant reckte sich zu seiner ganzen Höhe. „Wir können nicht damit rechnen, es wäre ein geradezu unmögliches Glück, aber wir werden es versuchen. — Halbe Fahrt.“

Die Matrosen hatten von dem Ernst der Lage glücklicherweise keine Ahnung, während der Navigationsoffizier, Leutnant v. Hagen, sowie ein Deckoffizier sich unauffällig zum Kommandanten begaben. Entschlossen und ungebeugt von dem Entsetzen des Augenblicks standen die Männer beisammen, mit schöner, würdiger Ruhe den Tod erwartend.

Da, wieder der Aufschlag. Jetzt mußte es kommen. Nein, nichts. Noch einmal und nun ein spritzendes, tosendes Zischen. Die Freunde reichten sich die Hand. Eine Minute verstrich, es war wieder nichts geschehen. Die Mine mußte ausgeblasen haben. Abermals das dumpfe Poltern und dann Pause.

U 399 fuhr und fuhr. Kein Geräusch war mehr zu vernehmen als das Stampfen der Maschinen. Walder strich sich mit der Hand über das Gesicht: „Matulke,“ rief er der fernstehenden Ordonnanz zu, „bringen Sie eine große Kanne Kaffee.“ Als der Mann fort war, wandte er sich an seine Offiziere: „Meine Herren! Das Unbegreifliche, hier ist's getan. Wir sind hindurch. Jetzt trinken wir unseren Kaffee und dann wehe Alfred the Great.“

Zwei Stunden später schoß eine Feuersäule aus dem Riesenschlachtschiff. Zwei Explosionen unmittelbar hintereinander machten die Luft erzittern. Die Schlepper konnten kaum die Leinen auspringen lassen. Zu retten gab es nichts. Der „Alfred“ riß alles mit in seinen gewaltigen Strudel. Der eine Schlepper konnte sich trotz aller Maschinenkraft nur mit äußerster Mühe dagegen halten.

Am Lande aber fluchte der englische Admiral, der eigens hergekommen war, um die Vernichtung des U-Bootes anzusehen.

„Zum Teufel, Mann,“ schrie er den Mineningenieur an, „was haben Sie denn da für altes Eisen ausgelegt? Sie haben die Verantwortung.“

Der Ingenieur zuckte die Achseln. „Kann's nicht ändern,“ antwortete er gelassen. „Die Sache war eilig. Wir hatten nur amerikanische Bethlehem-Minen, die ganz frisch angekommen waren. Ich hatte Befehl, sie ohne genaue Prüfung zu legen. Kann's nicht ändern, wenn uns die Bande drüben betrügt.“

Vizeadmiral Brenken hatte sich spät niedergelegt. Er schlief unruhig. Um vier Uhr morgens stürzte eine Ordonnaiz mit einer Funkendepesche in sein Zimmer.

Brenken richtete sich hoch und las; er rieb sich die Augen und las noch einmal.

„Mensch,“ fuhr er den Matrosen an, „freuen Sie sich, lachen Sie doch! Ein völlig verloren gegebenes deutsches U-Boot hat eines der größten Schiffe der englischen Marine vernichtet und ist in Sicherheit. Und wissen Sie, wer daran schuld ist? Signalwärters Peterchen und ein weggeworfener Apfelsinenkern.“



Deutsche Tiefstauchapparate

Von Leonhard Ellrodt

Mit 20 Bildern

Nach dem Zehnmillionenschuß der gesunkenen „Rio de Janeiro“, deren Bracklage in dem Golden Gate auch den erfahrensten Kapitänen von San Franzisko nicht sicher bekannt war, hatten Dräger-Taucher vor vier Jahren allerdings vergeblich in großer Tiefe getaucht. Inzwischen sanken Milliardenwerte auf den Meeresgrund, und der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß man nach dem Ende dieses Krieges daran gehen wird, wenigstens einen Teil davon mit Erfolg zu bergen. Es mutet eigen an, sich zu denken, daß deutsche Unterseeboote es waren, die täglich daran arbeiteten und fortgesetzt tätig sind, um den Schiffsraum der feindlichen Mächte zu verringern, und daß es vor allem wieder deutsche Tiefstauchgeräte sein werden, die man zur Bergung vernichteter Werte nötig haben wird, denn das gesamte Ausland hat den Tauchapparaten und allen übrigen zur Arbeit auf dem Grunde des Meeres geeigneten Hilfsmitteln, die von den Dräger-Werken in Lübeck geschaffen wurden, nichts an die Seite zu stellen. Während der Kriegsjahre ruhte die Arbeit in den Lübecker Werken nicht, und ihre Tauchervorrichtungen stehen heute auf einer so erstaunlichen Höhe des technisch Erreichbaren, daß es fast undenkbar erscheint, sie noch zu überbieten. Trotzdem ist das Letzte gewiß noch nicht geschehen, und weitere Überraschungen gehören sicher nicht in das Reich des Unmöglichen.

Im August 1909 konnten die Dräger-Werke den ersten gelungenen Erfolg mit einem schlauchlosen Tauchergerät verzeichnen. Mit diesem Versuch beschriftet man in Lübeck denselben Weg, der zur Ausbildung der Dräger-Gastauchergeräte — Sauerstoffrettungsgeräte — geführt

hatte: zur Versorgung des Tauchers mit einer von ihm selbst zu tragenden, von außen unabhängigen Luftregenerations-einrichtung, durch welche die in der Taucherrüstung zirkulierende Luftmenge selbsttätig und ununterbrochen mit Sauerstoff wieder aufgefrischt und die ausgeatmete Kohlensäure beseitigt wird.

Der hauptsächlichste Unterschied der Dräger-Taucher-



Taucherabstieg mit schlauchlosem, frei tragbarem Dräger-Tauchergerät.

(Die Leine enthält die Kabelverbindung.)

geräte von der bisher gebräuchlichen Bauart von Apparaten englischer oder französischer Herkunft besteht vor allem im Fehlen des Luftzuführungsschlauches. Damit ist der Taucher unabhängig von Pumpen und der Betätigung der Pumpenleute geworden. Sogar auf die Sicherheitsleine kann er unter Umständen verzichten, da er sich mit Hilfe des Brustgewichtes selbst Lufttrieb zu geben und an die Wasseroberfläche zu gelangen vermag. Der gewaltige Fortschritt der letzten

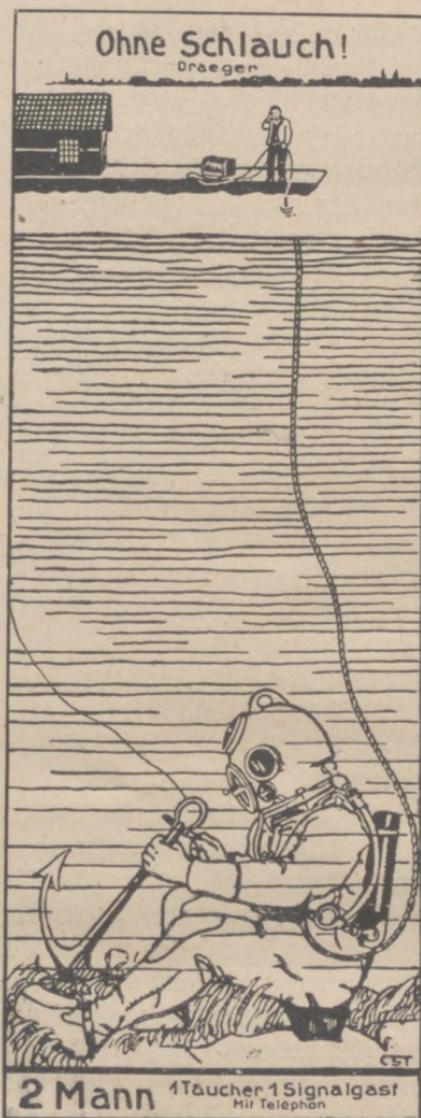


Schiffsbodenuntersuchung. Taucher im Schlippnetz.

Zahrzehnte beruht darauf, daß eine freie Arbeitsmöglichkeit des Tauchers geschaffen worden ist; die schlauchlosen Träger-Tauchapparate haben die alten Systeme fast völlig verdrängt. Mit ihrer Erfindung begann

geradezu ein neuer Abschnitt auf dem Gebiete des Tiefstauchwesens. Seit August 1909 wurde die Erprobung der Entwicklungsmodelle des neuen Gerätes drei Jahre lang durch mannigfache Versuchsarbeiten — Tauchen in Fluß und Meer unter Wasserdruck bis zunächst 2,5 Atmosphären = 25 Meter Wassertiefe, auch unter der Eisdecke — sorgsam und mit peinlich genauer Verwertung der Beobachtungsergebnisse durchgeführt. Diese Arbeiten wurden so lange fortgesetzt, bis es gelang, der Taucherei mit voller Verantwortung für die Sicherheit des Betriebes ein schlauchloses, unabhängiges Tauchergerät zu überweisen, an dem sich folgende besondere Eigenschaften feststellen ließen: Ohne Verbindung mit Land oder Schiff kann der Taucher stundenlang unter Wasser arbeiten, falls seine aus allgemeinen Sicherheitsgründen übliche Kabelverbindung unterbrochen worden ist oder gekappt werden mußte. — Pumpen und Pumpenleute sind nicht mehr nötig, weil der Taucher seinen Luftvorrat mit sich führt. Es besteht keine Gefahr des Knickens oder Zerreißens des Luftschlauches mehr (Abb. 1 u. 2).

Das erste marktfähige Modell des Dräger-Tauchergerätes erschien zu Anfang des Jahres 1912 und erregte die Aufmerksamkeit des gesamten internationalen Taucherdienstes, dem die Versuche, Sauerstofftauchergeräte zu schaffen, nicht unbekannt geblieben waren. Die Einführung stieß auf Schwierigkeiten, denn in keinem Beruf ist das Festhalten am Herkömmlichen und damit das Mißtrauen gegen Neuerungen so stark ausgeprägt wie in der Taucherei. Die seit Jahrzehnten in Gebrauch befindlichen Geräte französischer und englischer Bauart hatten zweifellos Verwendungsmöglichkeiten gezeigt und zeigen sie noch heute, die eine prinzipielle Änderung der



Rüstung, wie sie durch den Dräger-Apparat erfolgt war, nicht nahezu legen schienen.

Aber mit der größer werdenden Vielseitigkeit des Unterwasserarbeitens entstand die Forderung nach einer umfassenderen Bewegungsfreiheit des Tauchers, nach einem ausgedehnteren Gebrauch des Gerätes. Für diese Forderungen erwies sich der in seiner Beweglichkeit begrenzte Luftschlauch der bisherigen Schlauchtauchergaräte hinderlich, denn nicht immer war die Möglichkeit geboten, an Bord von Taucherprahmen und Bergungsschiffen Luftpumpen von umfassender Leistungsfähigkeit und damit in

größeren Maßstabe aufzustellen. Nicht weniger bedeutsam waren weitere Forderungen: man suchte an bedienenden Arbeitskräften zu sparen und die persönliche Sicherheit des Tauchers durch Ausschalten des Luftzuführungsschlauches zu erhöhen.

Als durch neutrale Erprobungsarbeiten die Betriebssicherheit und der wirtschaftliche Nutzen der deutschen Tauchergäräte festgestellt werden konnten, war dem Gerät der Weg zur weiteren Verbreitung gebahnt. Abgesehen vom seemannischen Dienst fand es vor allem Aufnahme im Wasser- und Tiefbau, im Schiffbau und für Forschungsar-

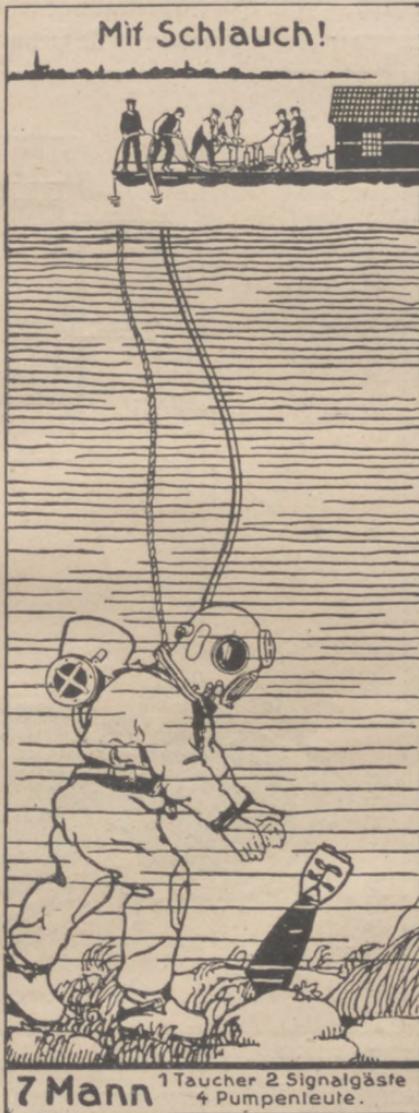


Abb. 2.

beiten. Für Hafensprengungsarbeiten — so unter anderem in Helsingfors mit fünfzehn Apparaten — führte

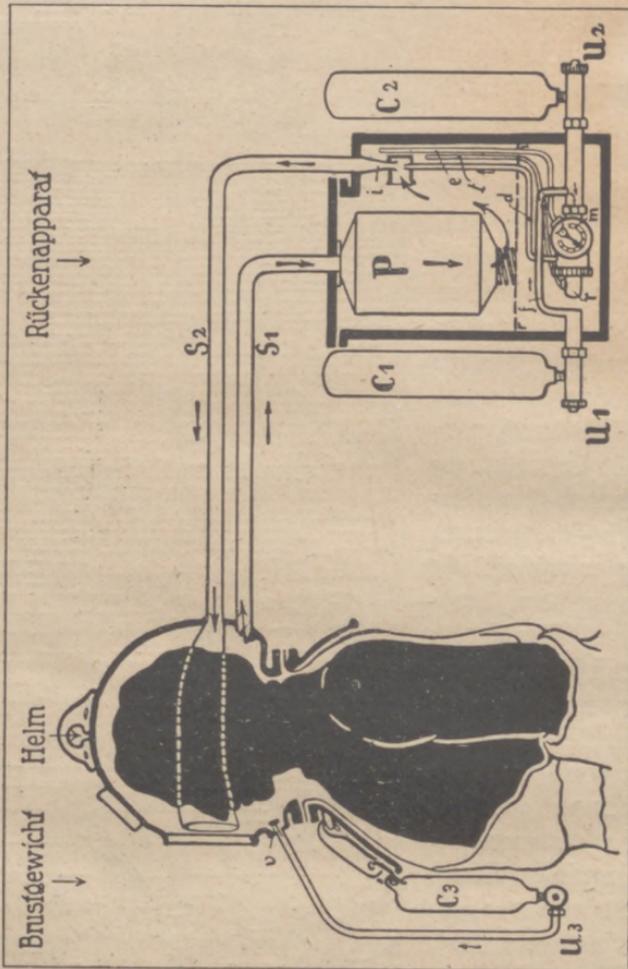


Abb. 3. Träger-Taucherapparat: Allgemeines Schema, Modell 1915.

die Benutzung des schlauchlosen Träger-Taucherapparates zur Aufnahme neuer, zeit- und kraftsparender

Arbeitsweisen, wie sie durch den Gebrauch von Schlauchtauchergeräten unmöglich gewesen wären. Im Hafen von Helsingfors wurden umfangreiche Räumungs- und Grundsprenngungs- und Vertiefungsarbeiten gemacht, bei denen sich die bedeutenden Vorteile der neuen Apparate erwiesen. Nach einem Bericht des Ingenieurs R. Brandt gab er samt seinen Tauchern dem schlauchlosen Gerät gegenüber jedem anderen System den Vorzug. Er schrieb am 25. Juli 1914:

„Die geringe Anzahl von Hilfsmannschaften ist ein bedeutender ökonomischer Vorzug, der besonders dann ins Gewicht fällt, wenn mit zirka zehn bis

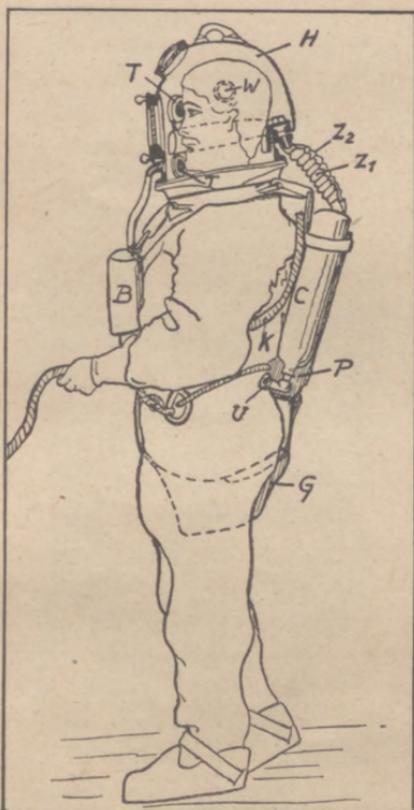


Abb. 4. Arbeitsschema.

Zeichen: H = Metallhelm; T = Telefon;
 W = Luftauslassventil; B = Brustgewicht; Z¹
 = Abführung der Ausatemungsluft; Z² =
 Zuführung der Einatemungsluft; C = Sauer-
 stoffzylinder; K = Telefonskabel; P = Patro-
 nenkasten; U = Verschlussventil des Sauerstoff-
 zylinders; G = Schwanzgewicht.



Abb. 5. Dräger-Tauchergerät.
Vorderansicht. Modell 1915.

fünfzehn Dräger-Apparaten gleichzeitig getaucht wird. Die Magersparnis an Deck der Taucherprahnen durch das Fehlen der sperrigen und Arbeitskräfte raubenden Luftpumpen, das Fehlen des unhandlichen, zu den größten Besorgnissen oftmals Veranlassung gebenden Luftschlauches sind Vorzüge des Dräger-Systems, die der Fachmann zu würdigen weiß. Ich teile noch mit, daß meine Taucher mit Schlauchgeräten, von denen wir auch noch zwei Stück in Betrieb haben, nicht mehr tauchen wollen, seitdem neulich ein russischer Taucher hier am Ort in einem Schlauchapparat erstickte, da der Schlauch

durch einen heruntergefallenen Schiffsanker dichtgequetscht wurde."

Der Grundgedanke für die Bauart der neuen Tauchergeräte war dieser: der Taucher soll in seiner Rüstung so frei atmen können wie in freier Luft. Da er im Wasser von der Außenluft völlig abgeschlossen ist, muß ihm das Gerät Sauerstoff, der bei seiner Einatmung fortgesetzt verbraucht wird, zuführen; andererseits muß das Gerät die Kohlensäure, die der Taucher als Verbrennungsprodukt der Lunge ausatmet, aus der Atmungsluft entfernen. In der Erfüllung dieser beiden Bedingungen liegt das Haupt-

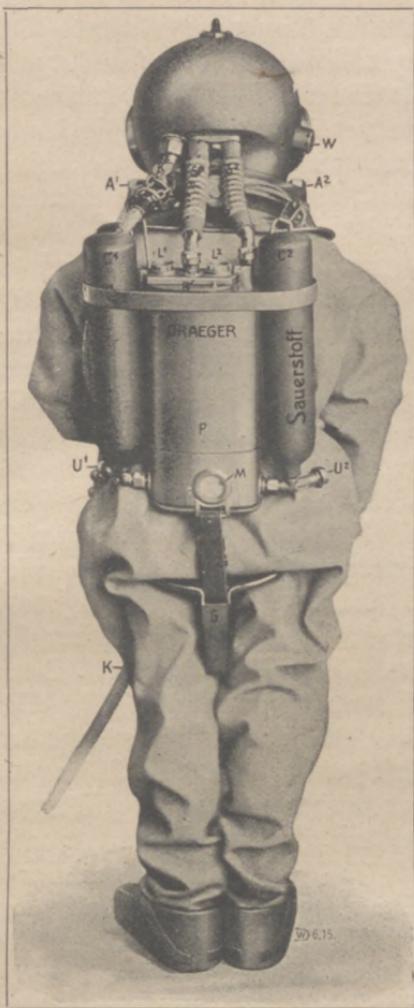


Abb. 6. Dräger-Tauchergerät. Rückenansicht. Modell 1915.

unterscheidungsmerkmal des Dräger-Tauchergerätes gegenüber dem Schlauchtauchergerät. Bei diesem wird der Sauerstoff als Bestandteil der atmosphärischen Luft von der Wasseroberfläche her durch Pumpen in einem Schlauche zugeführt und die Kohlensäure mit der durch das Helmüberdruckventil entweichenden Luft hinausgespült.

Im Dräger-Tauchergerät befindet sich die Vorrichtung für Sauerstoffversorgung und Luftreinigung in dem tornisterartig zu tragenden Rückenapparat (Abb. 3, 4, 5, 6). Vom Rückenapparat führen zwei Zirkulations-schläuche — Z^1 und Z^2 (Abb. 4), S^1 und S^2 (Abb. 3) — in den Helm. Schlauch Z^1 saugt die kohlenstoffhaltige Luft ab; Schlauch S^2 drückt die selbe Luft, aber gereinigt von Kohlensäure und angereichert mit Sauerstoff, in den Helm zurück (Abb. 3) Sauerstoffversorgung und Luftreinigung geschehen selbsttätig.

Die organische Anordnung des Rückenapparates zu den übrigen Teilen der Rüstung zeigt die schematische Darstellung Abbildung 3. Den Apparat und seine Anordnung zum Helm läßt Abbildung 6 erkennen. Im Rückenapparat wird die in den Helm ausgeatmete Luft gereinigt und von Kohlensäure befreit vor Mund und Nase des Tauchers geführt. Der Zirkulationsweg der Luft ist nach Abbildung 3 und 4 folgender: Durch das Gebläse i (Injektor), getrieben durch den verdichteten Sauerstoff aus den Stahlzylindern C^1 und C^2 (Abb. 3), wird die Ausatemungsluft auf dem Weg durch den Schlauch Z^1 (Abb. 4) aus dem Helm abgesaugt. Sie wird in den Patronenkasten geleitet und tritt von oben in die Patrone P (Abb. 3 u. 4). Die dort von Kohlensäure befreite Luft gelangt zum Gebläse i (Abb. 3), nimmt hier in der Minute zwei bis drei Liter Sauerstoff



Abb. 7. Tauchergruppe mit schlauchlosen Träger-Tauchgeräten,
mit Sprengungsarbeiten beschäftigt.

auf und wird nun, durch Schlauch Z² (Abb. 4) und
durch den breiten Kanal S² (Abb. 3) blasend, in den
Helm zurückgeführt.

Diese durch das Gebläse (Injektor) bewirkte Luftzirkulation vertritt im Dräger-Gerät die Zirkulation der Oberflächenluft über dem Wasserspiegel, wie sie in den älteren Schlauchtauchergeräten statt-



Abb. 8. Tauchersehrohr.

findet, wo die Luft von oben durch den Schlauch zum Gerät und von dort ins Wasser geleitet wieder zur Oberfläche zurückkehrt. Das Gebläse im Dräger-Gerät ist die Pumpe; es ist zugleich Sauerstoffmaß, da die zur Aufrechterhaltung des Helmluftstromes erforderliche Kraft aus dem aus der kleinen Düse des Gebläses austretenden Sauerstoffstrom geschöpft wird. In der Patrone P (Abb. 3) streicht die ausgetatmete Luft über eine Anzahl mit Kalium- und Natriumhydratkörnern dicht belegte Schalen; die Luftwege in der Patrone sind so angeordnet, daß die Ausatemungsluft mit allen Chemikalienschichten in Berührung kommen muß; sie wird von allen Ausatemungsstoffen — Kohlen säure, Wasserdampf, Fettsäuren — befreit und durch den Schlauch S² (Abb. 3), Z² (Abb. 4) blasend in den Helm zurückgeführt. In

der Dräger-Kalipatrone wird die Kohlensäure verzehrt und gebunden; durch diesen Absorptionsvorgang zerfallen die in der Patrone befindlichen Chemikalien zu Pottasche. Durch diesen Teil der Rüstung erlangt der Taucher erst die Möglichkeit, sich unabhängig von Luftzufuhr durch den Schlauch und die Pumpen unter Wasser zu halten. Auf der Brust trägt der Taucher ein zirka fünfzehn Kilogramm schweres Brustgewicht (Abb. 3 C³ und Abb. 4 B). Diese Einrichtung dient außer zum Gewichtsausgleich gegen den Rückenapparat noch wichtigeren Zwecken. Will der Taucher

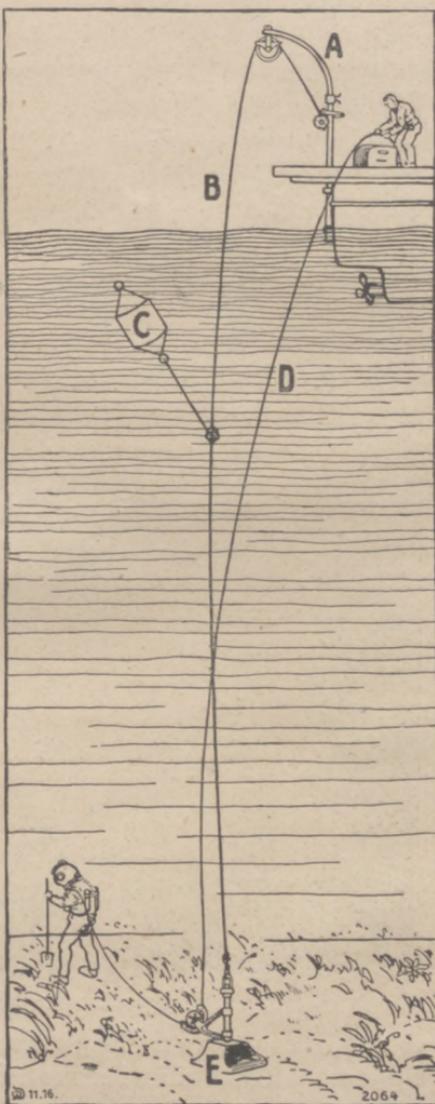


Abb. 9. Stromtauchen mit Grundrolle.

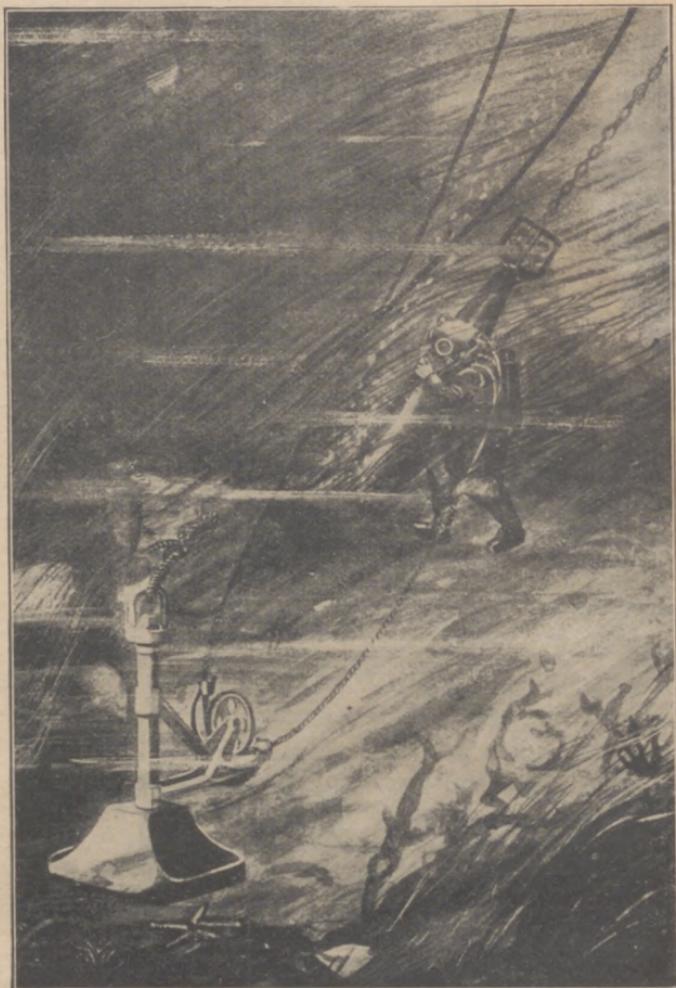


Abb. 10. Dräger-Taucher birgt Torpedo.

ohne Hilfe von außen die Wasseroberfläche erreichen, dann öffnet er das Ventil dieses Apparatteiles; der in den Anzug strömende Sauerstoff erteilt dem Taucher den erforder-

lichen Auftrieb. Während des Abstiegs kann er der im Anzug durch den Wasserdruck eintretenden Luftverdichtung durch Benutzung der Luftspeicher des Brustgewichtes entgegenwirken; mit Hilfe dieses Gasluftspeichers kann er die Auftriebsverhältnisse jederzeit beliebig regeln (Abb. 16). Ein weiteres, etwa zwölf Kilogramm wiegendes Gewicht trägt der Taucher zwischen den Schenkeln; dieses Schwanzgewicht erhöht das Gesamtgewicht der Rüstung so weit, als es erforderlich ist, um ihm die besonders im Strom nötige Standfestigkeit zu verleihen. Dieser Teil der Ausrüstung bietet zugleich Sitzgelegenheit (Abb. 4 G); es verleiht dem Taucher die Fähigkeit, sitzend zu arbeiten, da es auch beim Sitzen des Tauchers senkrecht unter dem Anzug und dem Helm steht und den Auftrieb dieser Teile aufhebt, ein Vorteil, der bei älteren Geräten nicht besteht



Abb. 11. Taucher im Aufstieg auf der Grundrolle stehend.

(Abb. 7). Bei Arbeiten, die in schwebender Stellung zu verrichten sind — am Schiffsboden, am Propeller oder in engen Schächten — läßt man das Schwanzgewicht fort; der Taucher ist dann beweglicher, vorausgesetzt, daß keine Strömung geht. Die Verteilung der Gewichtsmassen aller einzelnen Rüstungsstücke — die insgesamt einen Zentner schwer sind — wurde mit größter Sorgfalt

durchgeführt, um die Arbeiten unter Wasser zu erleichtern.

Zur Taucherrüstung gehört auch ein Telephon, dessen Kabel in die Sicherheitsleine versponnen ist. Über Wasser vernimmt man den Anruf des Tauchers deutlich in einigen Metern Entfernung, so daß es nicht erforderlich ist, den Hörer stets am Kopfe zu tragen. Im Helminnern befindet sich eine Uhr und ein Tiefenmanometer, beide mit leuchtendem Radiumzifferblatt, wodurch ein Ablesen auch in trübem Wasser, bei nächtlicher Arbeit und in großen Tiefen möglich ist. Das Glas der Helmfenster besteht aus nahezu unzerbrechlichem Cellidglas. Besonders konstruierte Tauchergeluchte können bei Arbeiten in trübem Wasser oder bei Nacht verwendet werden; die Dräger-Werke lieferten Brust- und Handlampen für den Betrieb mit Akkumulatoren und Trockenelementen, die mit größtem Vorteil zu gebrauchen sind. Für die Beobachtung von Tauchern, die in klarem Wasser arbeiten, kann auch ein Taucherseerohr verwendet werden, das bis zu hundert Meter Tiefe zu schauen gestattet (Abb. 8).

Der Abstieg soll im allgemeinen mittels Grundtau oder Leiter geschehen. Der aufrechte oder der Kopfsprung ins Wasser bringt infolge der Sicherheitseinrichtungen des Gerätes keine Gefahr, aber er soll durchaus nicht die Regel des Abstieges bilden; er wird von den Konstrukteuren nur angeordnet, um die Festigkeit aller Verbindungen und die Funktionen der Sicherheitseinrichtungen zu prüfen. Beim Tauchen in großen Tiefen gehen fünfzig bis fünfundsiebzig Prozent der Nugarbeit durch das notwendig langsam erfolgende Auftauchen verloren, daher soll der Abstieg in jede Tiefe möglichst schnell geschehen, um Zeit für den Aufenthalt

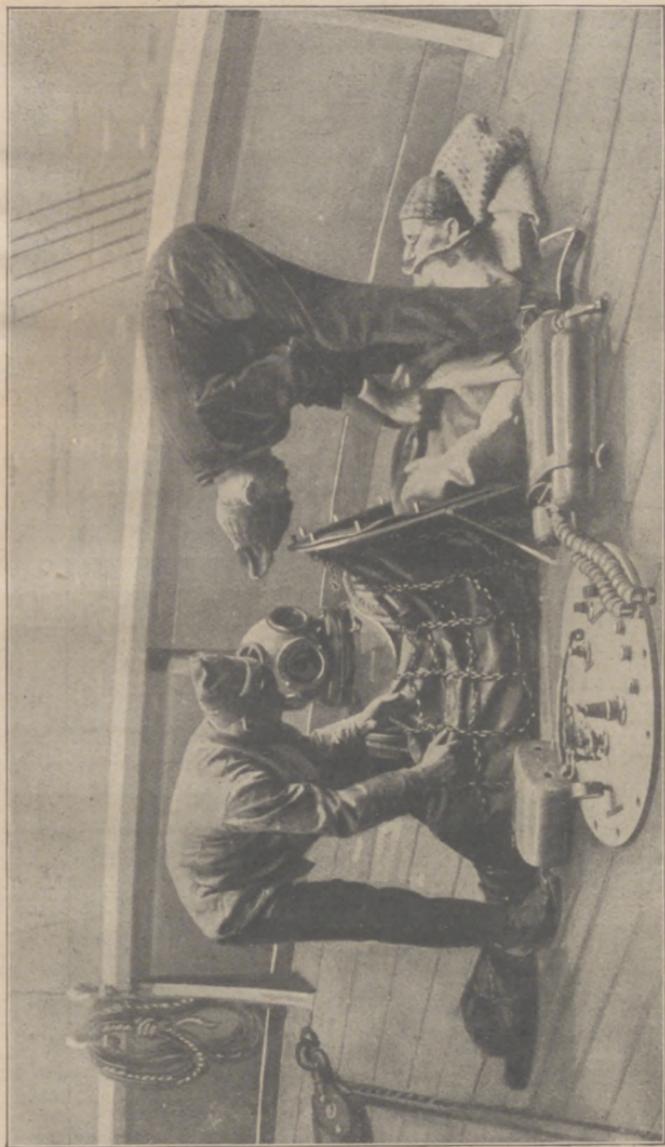


Abb. 12. Einschleusen eines erkrankten Tauchers in den Träger-Tauchersack.

am Grund zu gewinnen. Das Tauchen mit Grundgewicht ist alter Brauch; das Grundtau, an dem der Taucher absteigt, wird am unteren Ende mit einem Gewicht beschwert, zu Wasser gelassen und durch das Gewicht am Grunde an der Stelle festgehalten, an der es den Boden faßte. Bei Taucharbeiten in Tiefsee ist der Ab- und Aufstieg am Grundtau die Regel. Beides wird erleichtert durch eine am Grunde verankerte und unter Wasser liegende Boje (Abb. 9 A, B, C). Die Schwere des Grundgewichtes, der Grundrolle, wurde im Dräger-Werk bis zu zweihundert Kilogramm gesteigert; die Form erhielt die Gestalt eines Vierkantsockels, die es möglich machte, an den Seiten je eine Trittmulde anzubringen. Der Taucher kann, auf dem Grundgewicht stehend, beim Aufwinden des Grundtaus mit heraufgeholt werden. Die Grundrolle bietet wesentliche Vorteile; bei Arbeiten in starker Strömung erwies sie sich als unentbehrlich. Nach Verlassen des Grundgewichtes alter Form und dem Losgeben der Signalleine von Bord aus konnte der Taucher in der Richtung des Stromes fortgedrückt oder gehoben werden. Die eigenartige Bauart der Grundrolle bietet ihm aber noch eine andere Sicherheit. Er kann das Kabel zwischen den Führungsaugen dieses Apparates um eine Rolle legen; die Signalleine wird von den Führungsaugen festgehalten und läuft nun um die Rolle, ohne den geringsten Widerstand zu finden, in der Richtung ab, die der Taucher auf Grund einschlägt. Da sich der Rollenarm frei um seine Achse dreht, erleidet die Bewegungsfreiheit des Tauchers keine Einbuße. Ein unfreiwilliger Auftrieb ist nur noch bis zu der Höhe möglich, die der Länge des Teiles der Signalleine entspricht, der zwischen Grundrolle und Taucher horizontal liegt. Die Anordnung aller Teile gibt Ab-

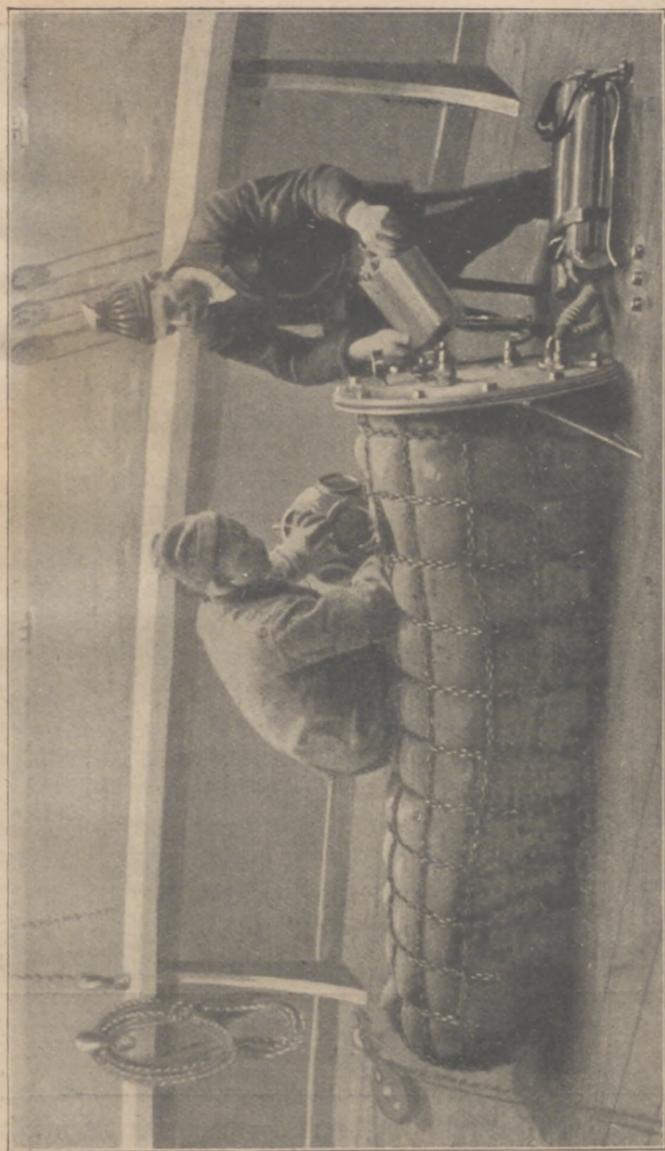


Abb. 13. Dräger-Taucherjack in Betrieb.

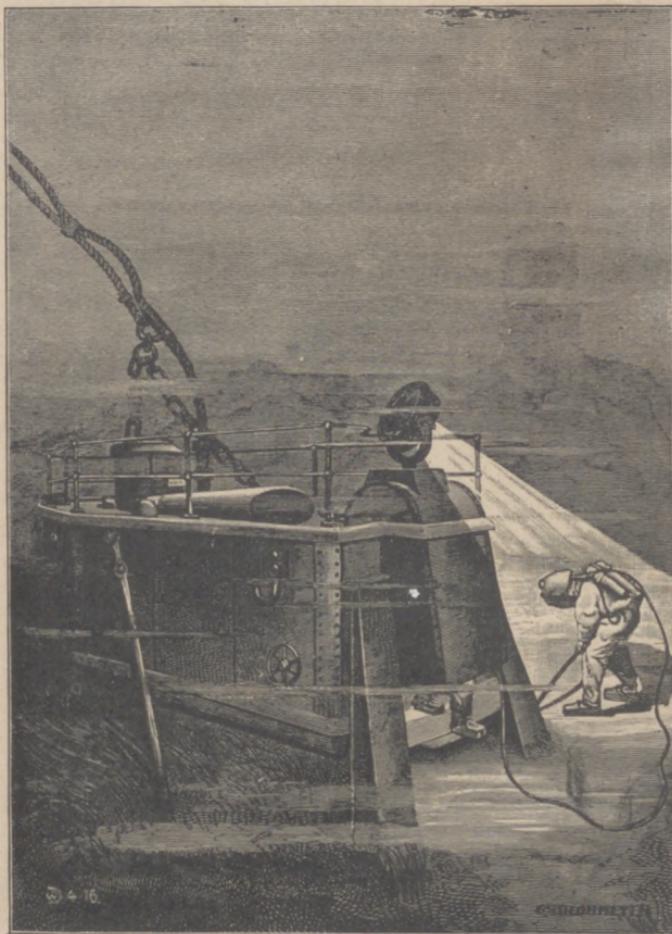


Abb. 14. Dräger-Taucherschleuse für Tiefstaucher.
Die Schleuse steht auf Beinen. Auch fahrbare, auf Rädern bewegliche,
Schleusen wurden gebaut.

bildung 9 schematisch wieder: A = drehbarer Kran mit
Winde; B = Grundtau; C = Boje am Grundtau; D = Si-

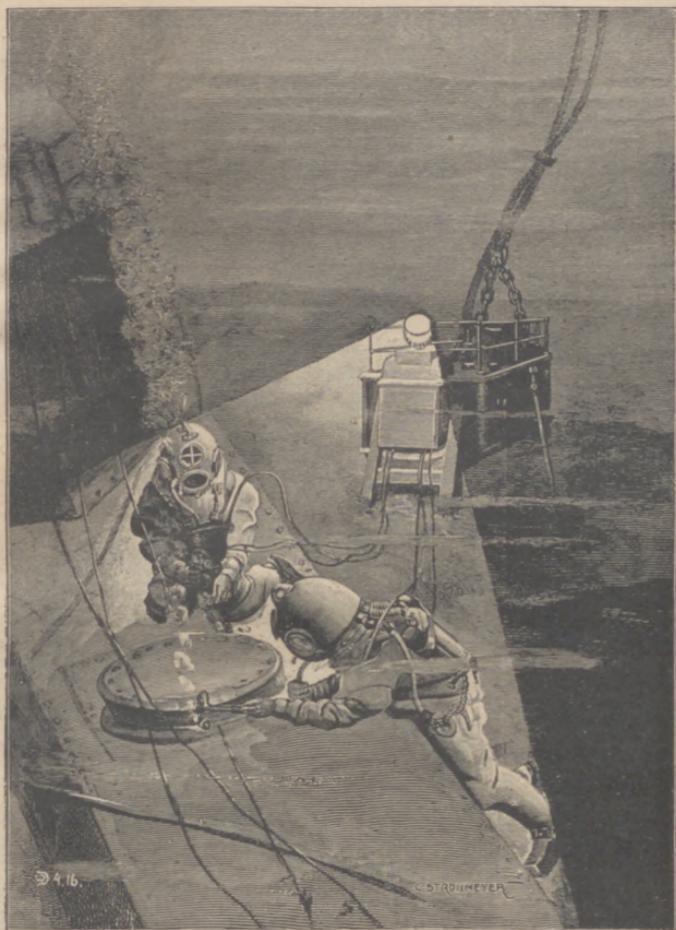


Abb. 15. Dräger-Tieftaucher bei der Arbeit mit
Unterwasserschneidbrenner.

Zm Hintergrund die leuchtspendende Taucherscheinwerfer.

gnalleine; E = Grundrolle. Abbildung 10 zeigt einen
Taucher mit dieser Grundrollensicherung; er hat einen

Torpedo geborgen, der an einer Kette aufgezogen wird. In Abbildung 11 steht der Taucher auf dem Fuße der Grundrolle, um hochgezogen zu werden.

Wenn es für den Abstieg geboten ist, ihn so rasch wie möglich zu bewerkstelligen, so gilt das Gegentheil für den Aufstieg; zu schnell vor sich gehend und aus Tiefen über fünfzehn Meter erfolgend, können schwere gesundheitliche Schäden die Folge sein. Der in Blut und Organen gelöste Stickstoff wird unter geringerem Druck wieder frei; er bildet Bläschen, die unter Umständen zu größeren Blasen zusammenfließen oder das Blut in eine Schaummasse verwandeln. Das Herz ist keine Luftpumpe: die Blutzirkulation hört auf; Taucherfollaps tritt ein, der den Tod zur Folge haben kann. Der Taucher soll so langsam aufsteigen, daß dem Blut Zeit gegeben ist, den freiwerdenden Stickstoff aus den Organen und Geweben fortzuschwemmen und in den Lungen zum Ausscheiden zu bringen, ohne daß er imstande ist, größere Blasen zu bilden, die zu den erwähnten Schäden Veranlassung geben. Durch wissenschaftliche Untersuchungen wurde es möglich, je nach verschiedenen größeren Tiefen die nötigen Pausen tabellarisch zu bestimmen. Um aber auch für alle Fälle gerüstet zu sein, wurden im Dräger-Werk Apparate erdacht und gebaut, um Taucherkrankheiten zu begegnen. Auf See wird man bei aufkommendem Sturm den Taucher auf die Gefahr der Erkrankung hin schneller aufsteigen lassen; auch bei starker Strömung kann dies erforderlich werden. Zur Verhütung und Behandlung von Taucherkrankheiten wurde der „Dräger-Taucherdruckanzug“ und der „Dräger-Tauchersack“ geschaffen. In beiden Apparaten kann der Erkrankte schnell wieder unter Druck gebracht werden (Abb. 12 u. 13).



Abb. 16. Taucher in Dräger-Ausrüstung beim Steinhieven
mittels erhöhten Auftriebs.

Der Taucher läßt Luft aus dem Brustgewicht in den Anzug strömen.

Um die Arbeit in großen Tiefen unter Wasser nutzbringender durch längere Arbeitsdauer zu gestalten, wurden weitere Hilfsmittel in den Dräger-Werken ge-

schaffen. Der durch langsames Auftauchen geforderte Zeitverlust kann vermieden werden durch Tauchen aus einer Luftschleuse heraus; zum Beispiel aus einem Unterseeboot. Liegt das Unterseeboot oder die Schleuse in einer Tiefe, in der auch der Taucher zu arbeiten hat, oder auch in einem besonderen Falle in der Höhe der ersten Auftauchstufe, bis zu der der Taucher in kürzester Frist hinaufgehen darf, so kann das Gerät bis zum Ende für die Arbeit ausgenutzt werden, da der Taucher nach Erreichen der Schleuse das Fenster öffnen und die Luft in der Schleuse atmen kann. Er kann sich dort des ganzen Gerätes entledigen. Das „Auftauchen“ mit der Schleuse kann im schnellsten Tempo vor sich gehen (Abb. 14 u. 15). Diese Taucherglocken sind mit Luftreinigern versehen und mit Einrichtungen, die eine unbegrenzt lange Aufenthaltszeit der Taucher unter Wasser gewährleisten. Eine der eigenartigsten Arbeitsweisen ergibt sich beim Heben von Lasten, sobald der Taucher dabei den Auftrieb seiner Rüstung durch die aus dem Brustgewicht in den Anzug strömende Luft nutzbar macht. Der größer werdende Auftrieb kam der menschlichen Hebekraft zu Hilfe. Die Taucher können gesprengte Felsstücke bis zu fünfzig Kilogramm mit beiden Armen bis zur Brusthöhe heben und in die Baggerschalen werfen (Abb. 16).

Als ein weiteres Hilfsgerät für besondere Arbeiten wird der Unterseeschlitten verwendet, ein in Schlepptau zu nehmendes Beförderungsmittel, das der Taucher vom Taucherprahm aus oder schon an Deck des begleitenden Schiffes besteigen kann. Der Schlitten ist steuerbar; der Taucher vermag mit ihm niederzutauchen oder hochzugehen, er kann auf Grund, auf der Oberfläche des Wassers oder in irgend einer Höhe über Grund



Abb. 17. Unterseeschlitten für Träger-Taucher in Betrieb.

fahren (Abb. 17). Der Zweck des Unterseeschlittens ist zunächst die schnelle Beförderung des Tauchers von einem Arbeitsort zum anderen, wie sie beim Suchen



Abb. 18. Rettung aus gesunkenem U-Boot mittels frei tragbare Tieftauchgeräte.

und Bergen verlorener Torpedos, beim Feststellen und Sichern von Unterseeminen erwünscht ist. Gleich wichtig ist die Verwendung dieses Gefährts zur Feststellung der Lage untergegangener Wracks.

Für unsere U=Bootbemanning wurde eine besondere Rettungsausrüstung hergestellt. Diese Apparate haben drei Bedingungen zu entsprechen. Der aus dem Boot Aufsteigende muß während der Zeitdauer des Aufstiegs mit Sauerstoff versorgt, und die ausgeatmete Kohlen-säure muß beseitigt werden. Das Rettungsgerät muß dem wechselnden Wasserdruck angepaßt sein. Diesen Forderungen wird die von den Träger=Werken hergestellte Rettungsausrüstung — ein Mundatmungsapparat ohne Helm — gerecht. Der U=Boot=Tauchretter erlaubt während des Aufsteigens nicht nur eine bewußte Re-gelung des Auftriebs; auch die Atmungs-luft kann den Bedingungen angepaßt werden, unter denen es möglich ist, in Tiefen über zwanzig Meter gefahrlos zu atmen. Der U=Boot=Tauchretter ist mit einer den Oberkörper umschließenden Schwimmweste verbunden, die einen Mann stundenlang über Wasser zu halten vermag. Das Atmungsgerät kann über Wasser nach Lösen von Knopfbügeln abgeworfen werden (Abb. 18).

Diese Schilderungen muten an, wie ein Kapitel aus einem der phantastischen Romane von Jules Verne, aber nichts ist daran, das nicht der Wahrheit entspräche. In unermüdlicher Arbeit gelang es, durch Verbindung einer ganzen Reihe auf streng wissenschaftlichen Grund-lagen beruhenden Erkenntnissen mit hohem technischem Können Ergebnisse zu erhalten, die uns mit berechtigtem Stolz auf deutschen Geist und eine rührige Werk-tätigkeit erfüllen, die beide lange noch nicht vor dem Ende ihrer Möglichkeiten angelangt sind.



Ignaz Philipp Semmelweis

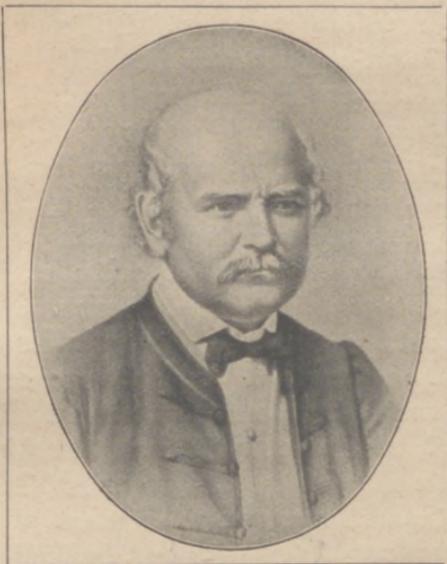
Ein Märtyrer der Medizin. Von Ernst Noris

Mit Bild

Als Sohn eines deutschen wohlhabenden Spe-
zereihändlers wurde zu Ofen (Buda) am
1. Juli 1818 Ignaz Philipp Semmelweis
geboren. An ihm sollte sich das bittere Wort Leonardo
da Vinci bewahrheiten: „Wo tiefes Gefühl ist, ist
großes Martyrium.“ Und ein andres Mal schrieb Leo-
nardo, der auch einer der übel Behandelten und Ver-
kannten gewesen ist: „Biele werden glauben, mich ver-
nünftigerweise rügen zu können, indem sie darauf hin-
deuten, daß meine Beweise gegen die Autorität einiger
Männer sind, denen große Ehrfurcht gebührt, wobei
sie in ihren unreifen Urteilen nicht beachten, daß meine
Sachen aus der einfachen bloßen Erfahrung geboren
sind, welche die wahre Lehrmeisterin ist.“ Auch die
Wahrheit dieser Worte sollte sich an Semmelweis mit
aller Bitternis erfüllen. Und noch eine tiefe Be-
merkung Leonardos trifft zu auf den Spätgeborenen:
„Wer disputiert und sich auf Autorität beruft, ver-
wendet nicht seinen Geist, sondern eher sein Gedächtnis.“

Semmelweis hörte an der Wiener Universität und
in Pest und beendete seine Studien 1846 in Wien, wo
er Ende Februar jenes Jahres als erster Assistent am
dortigen Gebärhaus seine Tätigkeit begann. Zwei
Jahre vorher hatte er in Wien sein Doktordiplom er-
halten. Von den dort behandelten Wöchnerinnen
starben in der ersten Abteilung, vom 1. Januar 1841
bis Ende Dezember 1846, 1989 von 20 042; an der
zweiten Abteilung starben von 17 791 Aufgenommenen
691. Das waren ungeheuerliche Verluste an Menschen-
leben, die besonders erschreckend in der ersten Abteilung
zutage traten, an welcher Ärzte und Studenten tätig

waren, indes die zweite der Hebammenausbildung diente. Die ärztliche Abteilung geriet dadurch so in Verruf, daß bald niemand mehr den Mut gefunden hätte, dort einzutreten. Semmelweiß erzählt selbst, wie Frauen, die sich in die zweite Abteilung aufnehmen lassen wollten und durch Unkenntnis der Räumlichkeiten in die erste Abteilung gerieten, „kniend und die Hände ringend um ihre Wiedererthlung“ bettelten. Solche Szenen hinterließen einen schmerzlichen tiefen Eindruck in dem empfindlichen Gemüthe des jungen Arztes. Das beinahe tägliche Erscheinen des Prie-



Ignaz Philipp Semmelweiß.

sters, der den Sterbenden die letzte Dlung spendete, steigerte seine Aufregung bis zur äußersten Unerträglichkeit. Semmelweiß schildert seinen damaligen Gemüthszustand ergreifend; es habe ihn immer unheimlich berührt, so oft er das Glöckchen des dem Priester vorangehenden Ministranten erklingen hörte; ein tiefer Seufzer habe sich jedesmal seiner Brust entrungen über die zahlreichen Menschenleben, die ohne Unterlaß einer unbekanntenen Ursache zum Opfer fallen mußten. Sein Laut sei ihm eine peinliche Mahnung gewesen,

der Ursache dieser unbegreiflichen Zustände auf den Grund zu kommen. Nach Jakob Brucks Worten war Semmelweis eine durch und durch gemüthvolle Natur, und der Antrieb zu seinen Forschungen entsprang seinem tiefen Menschlichkeitsgefühl.

So wie die Anschauungen der gelehrten Ärzte zu der Zeit beschaffen waren, als Semmelweis seinen großen Gedanken ganz aus sich selbst faßte, mußte er zum Märtyrer seiner Idee werden. Das Kindbettfieber — Puerperalfieber — sollte nach den Meinungen damaliger Ärzte auf Voraussetzungen beruhen, die so ziemlich alles in sich vereinigten, was im Laufe der vergangenen Jahrhunderte in dieser Richtung an mehr oder weniger erkünstelten Theorien geschaffen worden war. Bald sollte es durch den „Genius epidemicus“, die besondere Beschaffenheit der Ausdünstungsstoffe einer Ortlichkeit, bald durch ein eigenartiges Miasma, dann durch ein mehr oder weniger dunkles und unfaßbares Kontagium verursacht worden sein. Man suchte sich die Massenerkrankungen in den Gebärhäusern durch die Einwirkungen eines Miasmas zu erklären, das durch stoffliche Ausscheidungen, begünstigt durch Überfüllung und schlechte Luftventilation sich entwickle und wahrscheinlich durch die Athmungsorgane in den Blutkreislauf gelange. Auf der „Höhe der Epidemie“ könne sich dies Miasma zum Kontagium — zu einem übertragbaren Stoff — verdichten. Noch im Jahre 1857 zählte man in einem Lehrbuch der Geburtshilfe unter den mehr oder minder gewichtigen „Ursachen“ des Puerperalfiebers nicht weniger als dreißig Punkte auf. Unter mehreren, deren Richtigkeit darin angezweifelt wurde, befand sich auch die „Hypothese“ von Semmelweis. Aber auch der üble Ruf der Anstalt,

richtiger gesagt der Schrecken, mit dem Neuaufgenommene sie betraten, wurde beschuldigt, doch war nicht einzusehen, wie ein seelischer Zustand solche körperlichen Veränderungen hervorrufen könne, wie sie das Puerperalfieber mit sich bringt. Anderseits glaubte man auch die zwischen beiden Abteilungen bestehenden auffallenden Sterblichkeitsunterschiede aus jener Angst und Erregung herleiten zu müssen, welche die Wöchnerinnen jedesmal befiel, so oft sich der Geistliche des Hauses in das Sterbezimmer begab, um die gefährlich Erkrankten mit den Sterbsakramenten zu versehen. Aber auch Erkältung und Diätfehler sah man als Ursache an. Semmelweiß glaubte an all diese Dinge nicht; durch seine Bemühungen erreichte er, daß wenigstens das beunruhigende Klingeln des Ministranten unterblieb. Er schrieb später, nachdem er seinen großen und doch so schlichten Gedanken gefaßt hatte: „Alles war in Frage gestellt, alles war unerklärt, alles war zweifelhaft, nur die große Zahl der Toten war unzweifelhafte Wirklichkeit.“

Auf welche Art er die wahre Ursache erforschte und erkannte, bietet ein glänzendes Zeugnis für die scharfe Beobachtungsgabe und unvoreingenommene Denkfähigkeit des seltenen Mannes, der, unbeirrt durch blinden Autoritätsglauben oder durch wissenschaftliche Überlieferungen, stets seiner eigenen Anschauung und Überzeugung folgte und mit logischer Schärfe das Wahre, das allein Richtige vom nur anscheinend Wahren und Falschen zu unterscheiden wußte. Semmelweiß trat nach keiner Richtung hin in die Fußstapfen seiner Vorgänger; ausschließlich und allein waren es seine reichen, vorwiegend am Krankenbette und in der Leichenkammer gesammelten Fachkenntnisse, die er zur Begründung

seiner neuen Lehre zu Räte zog. Nach Brucks Worten hatte Semmelweis mit seiner Entdeckung den Ideenkreis seiner Zeitgenossen, der Geburtshelfer ebenso wie der Chirurgen und der Anatomen, überflügelt, und in der That vermochte kaum ein einziger von ihnen die große Tragweite des Gedankens sogleich im vollen Umfang zu würdigen. Nicht die geringste Ahnung davon dämmerte ihnen auf, daß diese Entdeckung berufen sei, dereinst einen höchst wichtigen Teil der geburtshilflichen Wissenschaft von Grund auf umzugestalten, und daß sie, in ihren weiteren Schlußfolgerungen auch den Keim jener Lehre in sich schließe, der die heutige Chirurgie ihre glänzendsten Errungenschaften verdankt. So kam es dahin, daß Semmelweis, als er mit seiner Anschauung vor die Öffentlichkeit trat, fast überall nur auf ebenso unverständige als widerspruchsvolle, würdelose Gegner und nicht immer ehrenhafte Widersacher stieß, die seine Lehren absichtlich mißdeuteten. Bald sah er sich in einen wissenschaftlichen Streit verwickelt, der ihn um allen Seelenfrieden brachte und den verzweifelnden, verfolgten und verdächtigten Mann für das Irrenhaus reif machte, in dem er sterben sollte:

Worin bestand nun die einfache Größe der Semmelweis'schen, von allen bisherigen Meinungen verschiedenen Auffassungen und Schlußfolgerungen? Im Frühjahr 1847 war der Anatom Kolletschka an den Folgen einer Blutvergiftung gestorben, die er sich beim Sezieren einer Leiche zugezogen hatte. Das Ergebnis der Sektion war für Semmelweis ein Lichtblitz gewesen, der ihm das Dunkel jener gefürchteten Krankheit erhellte. Durch das Sektionsergebnis der Leiche Kolletschka's hatte sich dem jungen Forscher die Ähnlichkeit zwischen Wund-

fieber und Kindbettfieber erwiesen. Von diesem Augenblick an stand es bei ihm fest, daß es Ärzte und Studenten gewesen waren, die, vom Sezieren der Leichen kommend, die todbringenden Krankheitsstoffe in den Wöchnerinnensaal gebracht haben mußten. Die Tatsache der verschiedenen hohen Sterblichkeit auf den beiden Abteilungen der Anstalt hatten vorher schon den unvoreingenommenen Beobachter auf den Gedanken gebracht, daß die höhere Zahl der Todesfälle bei den Wöchnerinnen in Zusammenhang stehen müsse mit dem Umstand, daß dort Ärzte und Studenten tätig waren, die sich vorher mit dem Studium von Leichen im Anatomiesaal beschäftigt hatten. Vergleichende statistische Feststellungen verstärkten nach seiner Überzeugung diesen Verdacht. Er konnte die Dauer des Bestehens der Wiener Anstalt in zwei Zeiträume zerlegen, von welchen in dem einen keine pathologisch-anatomischen Studien, im anderen solche in großzügiger Weise getrieben wurden. Und es ergab sich, daß während der zweiten Zeitdauer die Sterblichkeit innerhalb des Hauses außerordentlich höher gewesen war als in der ersten. Der Nachweis gelang, daß die Todesfälle an der Abteilung für Ärzte ungleich häufiger waren als an jener für Hebammen-schülerinnen. Es gelang ihm überzeugend nachzuweisen, daß in einer früheren Zeit, in der an beiden Abteilungen gleichzeitig Ärzte und Schülerinnen aufgenommen waren, die Sterblichkeit in beiden sich gleich verhielt. Die größere oder geringere Besetzung der Anstalt zeigte sich von keinem Einfluß auf das Prozentverhältnis der Todesfälle. Mit diesen Feststellungen war der entscheidende Schritt getan, um die bis dahin geheimnisvolle Ursache des Puerperalfiebers endlich festzustellen. Zur Stützung seiner Idee zog Semmelweis

den Versuch an Tieren heran und erhielt dadurch volle Gewißheit. Seine neue Auffassung der Dinge gelangte der Hauptsache nach in den Jahren 1848 und 1849 zum Abschluß. Zerstört waren damit die eingebildeten Lehren vom Hospitalmiasma, die Idee eines „Genius epidemicus“ und die verkünstelten epidemischen Ansteckungslehren.

Semmelweis verlangte von dem Augenblick an, wo ihm die Zusammenhänge der Dinge klar geworden waren, daß Ärzte und Studenten ihre Hände mit Chlorwasser oder Chlorkalk reinigen mußten, ehe sie an die Lagerstätten der Wöchnerinnen traten. Das Ergebnis war bedeutend. Die Sterblichkeit sank gewaltig. Damit war die moderne Aseptik geschaffen, die absolute Reinhaltung und Fernhaltung jeglichen Fremdstoffes fordert. Ihre Anwendung hat seitdem unzähligen Tausenden das Leben gerettet. Nach einem kurzen Anfangserfolg begann für Semmelweis nun das Martyrium. Die Académie de médecine in Paris verwarf 1851 die neue Lehre; sieben Jahre später eiferte in der gleichen gelehrten Körperschaft Dubois heftig dagegen. Auch Virchow, Billroth und Weber zeigten sich als Gegner, die sich nicht immer ritterlich gegen den immer gereizter werdenden Semmelweis benahmen. Im Herbst 1861 traten auf der Naturforscherversammlung zu Speier Virchow, Spiegelberg und Hecker gegen lange auf, der die Semmelweis'sche Theorie verfocht. Noch 1864 bekannte Virchow sich dagegen. Doch diese Dinge, die sich immer erneut wiederholen können, gehören der Geschichte an.

Zwanzig Jahre mußten vergehen, bis nach dem Tode des großen Entdeckers durch die Arbeiten Pasteurs und die darauf gegründeten Lehren Listers seit 1867

endlich richtige Anschauungen Raum fanden. Zwei Jahre vorher war Semmelweis im Irrenhaus gestorben. Felsenfest war seine Überzeugung, daß seine menschenrettende Lehre sieghaft aus dem Kampfe hervorgehen werde, und doch wurde er ein Opfer seiner Verzweiflung, als er diesen Sieg in immer weitere Fernen gerückt glaubte. Der schmerzvolle Gedanke, daß noch viele Tausende von Menschenleben zum Opfer fallen würden, ehe jener Zeitpunkt herannahte, von dem er selbst sagte, daß er früher oder später nach ihm unaufhaltsam kommen müsse, trieb ihn in die Nacht des Wahnsinns.

Mit gewaltigem Überschwang wurde der Engländer Lister als Vater der Antisepetik gepriesen, der Wundbehandlung unter gleichzeitiger Bekämpfung der Fäulniserreger. Im Laufe der Zeit erwies sich die Antisepetik durch Anwendung nicht immer einwandfreier Mittel als zweischneidiges Schwert. In neuester Zeit ging man zur aseptischen Behandlung über, die zwanzig Jahre vor Lister durch Semmelweis angebahnt worden war. Durch sorgfältigste Reinhaltung der Hände, Werkzeuge und Wäsche schützt man sich nun mit Sicherheit vor den zu fürchtenden Krankheitserregern.

Hundert Jahre nach der Geburt des edlen Mannes, der als Märtyrer seines großen Gedankens starb, überstrahlt den Ruhm des Namens Semmelweis noch immer der Name Listers! Eist den Manen des Toten sollte die Anerkennung werden, die dem Lebenden in einer Welt voll Mißgunst und Kurzsichtigkeit trotz verzweifeltstem Ringen versagt blieb.



Der Weltkrieg

Einundfünfzigstes Kapitel

Mit 8 Bildern

Drei Monate waren am 21. Juni seit dem Beginn der deutschen Offensive im Westen vergangen. Schwere Niederlagen hat dieses Vierteljahr den Gegnern, Engländern und Franzosen, gebracht — die schwersten seit Beginn des Krieges. Sie haben die Initiative an die Deutschen abgeben müssen und sind vollständig in die Defensive gedrängt worden. Fochs stolze Manövrierearmee wurde zertrümmert. Ungeheuer sind die Verluste des Gegners an Toten, Verwundeten und Gefangenen: sie betragen nach vorsichtiger Schätzung seit dem 21. März rund eine Million Mann. In der gleichen Zeit mußte der Verband im Westen ein Gebiet von 6820 Quadratkilometern mit etwa hundert Städten von mehr als tausend Einwohnern räumen; sein eigener Geländegewinn in den langwierigen Kämpfen der Vorjahre an der Somme, bei Arras und in Flandern — im ganzen 561 Quadratkilometer wüsten und wertlosen Bodens — fällt demgegenüber kaum ins Gewicht. Nahezu 3000 Geschütze, über 8000 Maschinengewehre und Milliardenwerte an sonstigem Material fielen den deutschen Truppen in die Hände. Mehr und mehr ergab sich nach diesen schweren Schlägen die Notwendigkeit, die an der englisch-französischen Front entstandenen Lücken mit amerikanischen und italienischen Truppen auszufüllen.

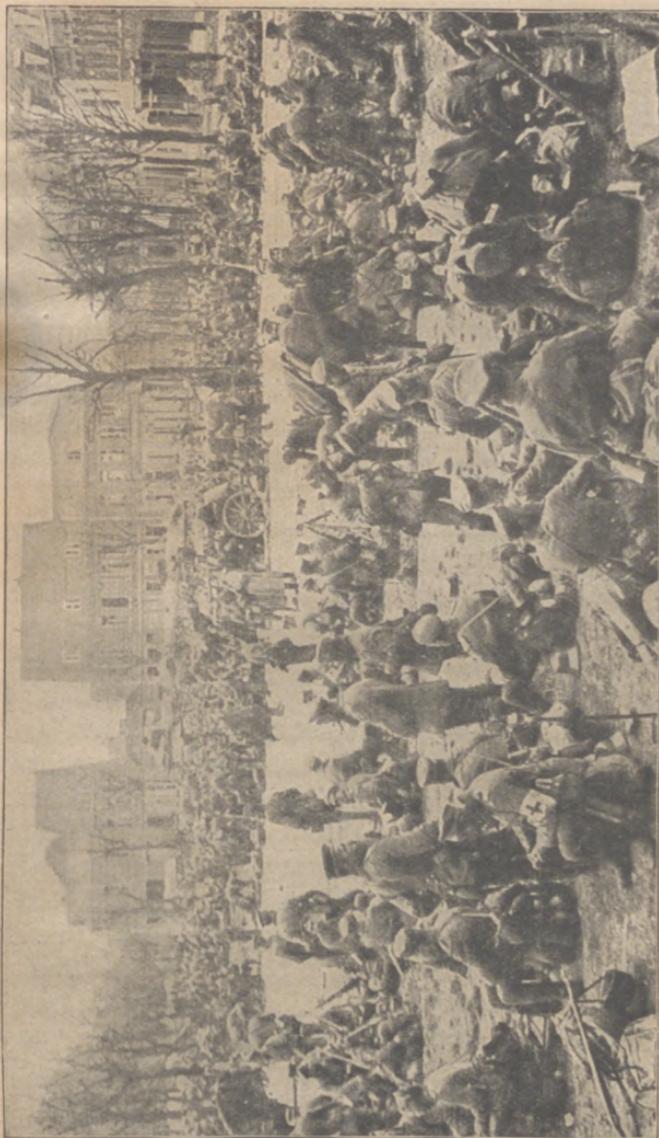
Das Endziel aller Operationen der Mittelmächte: den Vernichtungswillen der Gegner durch Zertrümmerung der feindlichen Heereskräfte zu bekämpfen, läßt sich nur schrittweise erreichen. Unter diesem Gesichtswinkel ist nicht bloß die allmählich verlangsamte Offen-



4901. 1000. 1000. 1000. 1000.

Auf dem Vormarsch zur Marne.

sive im Westen zu beurteilen, die zeitweilig zur kraftvollen Abwehr gewaltiger feindlicher Gegenstöße überging, auch die wechselvollen Kämpfe an der italienischen Front erhalten von hier aus erst ihre richtige Beleuchtung. Mitte Juni hatten die österreichisch-ungarischen Truppen in kühnen Vorstößen an der Piave einen bedeutenden Erfolg erzielt. An drei Stellen war es ihnen gelungen, über den Fluß zu setzen und am jenseitigen Ufer in ursprünglich italienischen Stellungen drei Brückenköpfe zu errichten. Der wichtigste Übergang war der im Abschnitt des Montello, der aus dem Flußtal bis zu einer Höhe von siebenhundert Fuß aufragt und die italienischen Stellungen im südlichen Abschnitt der Piavelinie von der Flanke und vom Rücken her beherrscht. Trotz des Eingreifens englischer und französischer Divisionen, und obgleich der österreichische Angriffsplan schon Tage vorher der italienischen Heeresleitung bekannt geworden war, gelang es zunächst nicht, die im Montellogebiet vorgestoßenen österreichisch-ungarischen Truppen zurückzudrängen; erst die Nacht widriger Naturgewalten bot ihrem Vordringen halt. Aus einem schmalen Rinnsal war die Piave infolge unaufhörlicher Regengüsse plötzlich zu einem gewaltigen Strom angeschwollen, der die Verbindung zwischen den auf dem rechten Ufer kämpfenden Vortruppen und ihren Reserven entzweischchnitt. Fünf Tage lang hielten die zwischen dem reißenden Strom und dem übermächtigen Gegner eingekesselten Truppen im wütendsten Trommelfeuer stand; kaum die für zwei Tage notwendige Nahrung konnte ihnen während dieser Zeit zugeführt werden. Erst als die Kraft des Feindes im Gegenstoß verbraucht und verblutet war, traten die österreichisch-ungarischen Truppen den Rückzug an. Gewiß waren ihre Verluste

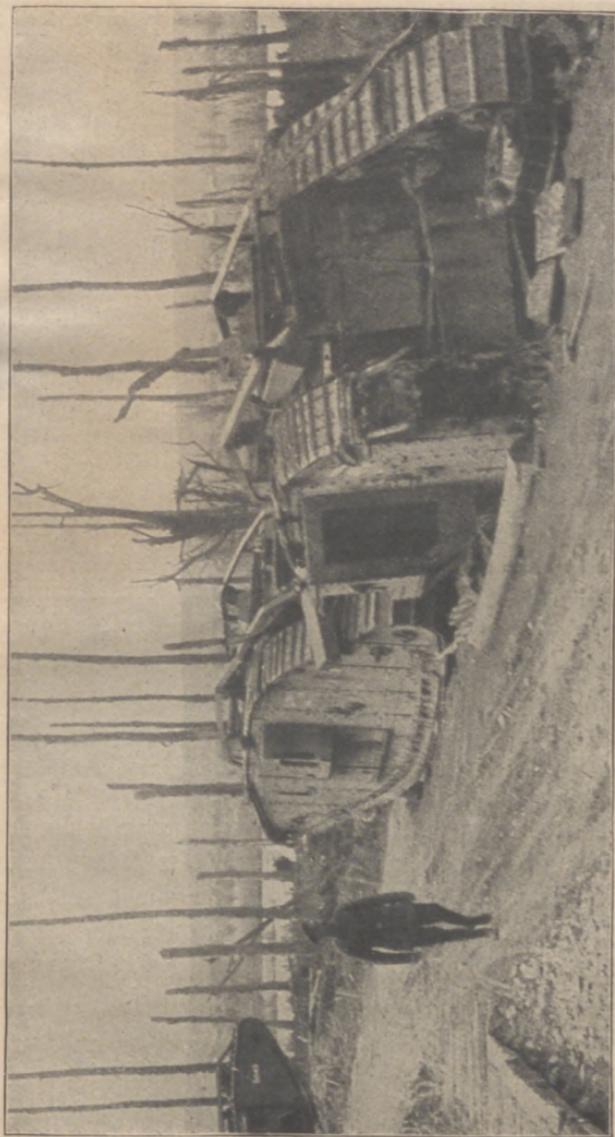


1. Infanterie-Regiment, Berlin.

1. Infanterie-Regiment in Armentières.

unter diesen Umständen schwere; aber sie waren noch immer nicht so groß wie die der Italiener. Der Siegesjubel klang denn auch etwas gedämpft. Ministerpräsident Orlando mußte in der Kammer zugeben, daß der italienische Erfolg einzig und allein der Piave zu danken sei, und Barzini, der bekannte Berichtersteller des „Corriere della Sera“, urteilte, daß die österreichische Gefechtsbereitschaft trotz des zeitweiligen Rückzuges nirgends vermindert sei; man müsse sich davor hüten, die Bedeutung dieses Rückzuges allzu hoch einzuschätzen.

Die Herstellung einer Verbindung zwischen Rußland und den Mittelmächten bereitete deren Gegnern in letzter Zeit die schwerste Sorge. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, Deutschlands Wege im Osten zu durchkreuzen. Nachdem Englands Plan, durch Erwerbung der Ålandsinseln und durch Pachtung Estlands und Südfinnlands die Herrschaft in der Ostsee zu erlangen, an der Eroberung der baltischen Provinzen und an der mit deutscher Hilfe durchgeführten Befreiung Finnlands vom russischen Joch gescheitert war, suchte es mit der Unverfrorenheit und zähen Ausdauer, die alle britische Kolonisation kennzeichnet, am Nördlichen Eismeer festen Fuß zu fassen. Die *Murmansküste* ist seit Monaten sein hartnäckig angestrebtes Eroberungsziel. Britische Truppen wurden in der Kolabucht gelandet, Archangelsk erhielt bereits im Mai englische Besatzung. Um den Raub, der damit an Rußland begangen wurde, zu verhüllen, rief man in jenen öden Landstrichen die „freie Republik Murman“ aus. In marktstreiherischem Bauernfängerton priesen englische, französische und amerikanische Offiziere, die dort die Gewalt an sich rissen, den lappländischen Robbenfischern und Pelzjägern das Glück der durch England vermittelten Frei-



2. bot. Photograph von Bergert, Petsham.

Außer Kampf gefügte englische Lanks.

heit; die Regierung Seiner Großbritannischen Majestät betrachte es als ihre vornehmste Pflicht — so versicherte der britische Admiral Kamp — freundschaftliche Beziehungen zur „Republik Murman“ zu pflegen. Des Pudels Kern aber war: eine unter englischem Schutz stehende „Republik Murman“ soll die Gewähr dafür bieten, daß England seinen Einfluß auf das ganze für Ein- und Ausfuhr Rußlands außerordentlich wichtige Eismeergebiet ausdehnen und so auf die Politik der großrussischen Republik einwirken kann. Und darüber hinaus gilt es, sich einen neuen Weg nach Indien zu bahnen. Die Murmanküste ist das ganze Jahr hindurch eisfrei, da sie vom Golfstrom bestrichen wird, während die Schifahrt durch das Weiße Meer nach Archangelsk sechs Monate im Jahre geschlossen ist und auch mit Hilfe von Eisbrechern nicht offengehalten werden kann. Die englische Politik an der Murmanküste ist im Grunde nichts als ein neuer Versuch zur Einkreisung Deutschlands. Die geplante englische Eisenbahnlinie bis an die Tore Indiens würde Rußland in wirtschaftlicher Beziehung völlig unter die Gewalt Englands bringen und den deutschen Einfluß in Rußland ausschalten.

Wie stellte sich die russische Regierung zu diesen Bestrebungen? Eine energische Note, die Tschischerin, der Kommissar der Sowjetregierung für auswärtige Angelegenheiten, schon Mitte Juni den Vertretern der drei Ententemächte übergab, ließ keine Zweifel darüber, wie die russische Regierung die Lage auffaßte. Ende Juni wurde in einer Note des russischen Kommissariats der auswärtigen Angelegenheiten neuerdings gegen die Anwesenheit englischer Truppen im Murmangebiet Einspruch erhoben. Die Note drückte die sichere Erwartung



Phot. Bild- und Film-Amt, Berlin.

Im zerstörten Soissons.

aus, daß die englische Regierung die der internationalen Lage widersprechende Maßregel rückgängig machen werde.

Das „völkerbefreiende“ England kümmerte sich wenig um diese Beschwerde und verfolgte rücksichtslos sein Ziel, die Regierung in Moskau durch Schikanen und Gewaltstreiche gefügig zu machen. Vor allem aber tat nun das in langjähriger Gewohnheit erprobte englische System des Kampfes mit Hilfe der „silbernen Kugeln“ auf russischem Boden seine Wirkung. Der Vorsitzende des Bezirksausschusses von Murman wurde mit britischem Gelde erkaufte, und die russischen Sozialrevolutionäre wurden von England mit zweihundertfünfundsechzig Millionen Rubel bestochen.

Es dauerte nicht lange, bis die blutige Ernte der Bestechungssaat reifte. Am 6. Juli wurde der Kaiserliche Gesandte in Moskau, Graf Mirbach, im Büro der Deutschen Gesandtschaft von zwei Mitgliedern der linken sozialrevolutionären Partei ermordet. Graf Mirbach ist zweifellos als Opfer der angebahnten Annäherung zwischen Deutschland und Rußland gefallen. Es war ihm gelungen, in den leitenden russischen Kreisen die Meinung zu befestigen, daß Rußland nach den furchtbaren Stürmen des Krieges und der Revolution einzig und allein auf dem Wege eines freundschaftlichen Einvernehmens mit Deutschland zur Ruhe und zur Befestigung seiner staatlichen Einrichtungen gelangen könne. Nichts aber fürchtet England, fürchten seine Lakaien in Rußland mehr als diese Entwicklung. Die verhafteten Führer der linken Sozialrevolutionäre gestanden, daß das Attentat mit Wissen der Parteileitung ausgeführt worden sei, um den Bruch des Brest



Vor dem Start eines deutschen Großflugzeugs.

Friedens zu erzwingen. Die Mordtat an dem deutschen Gefandten ist ein Werk der Kriegsheher, darauf berechnet, auf künstlichem Wege einen unüberbrückbaren Gegen-

satz zwischen Deutschland und der russischen Regierung zu schaffen. In Deutschland wußte man von Anfang an sehr wohl, wo die Mörder und die Anstifter des Verbrechens zu suchen wären.

Nur in einer Gesellschaft von der Vergangenheit und Überlieferung der sozialrevolutionären Partei, die ihre Hinneigung zur Entente offen eingesteht, konnten sich die Werkzeuge des rachsüchtigen Anschlags finden. Diese russische Partei hat sich von der Partei der Sozialdemokraten stets durch die rücksichtslose Anwendung des „Terrors“, des politischen Mordes, als des wichtigsten Mittels zur Erreichung ihrer Aufgaben, unterschieden. Indem sie mit dem Grafen Mirbach eine Stütze des deutsch-russischen Einvernehmens beseitigte, hat sie das alte Parteimittel des Terrors wieder zur Anwendung gebracht. Aber die schändliche Tat wird ihr ebensowenig Nutzen bringen wie den politischen Drahtziehern der Entente. Die im Zusammenhang mit dem Attentat angezettelte gegenrevolutionäre Erhebung in Moskau blieb fürs erste erfolglos und dürfte die Stellung der Bolschewiki eher gestärkt haben.

Für Deutschland und die deutsche Diplomatie bedeutet der unter so tragischen Umständen erfolgte Tod des Grafen Mirbach einen schmerzlichen Verlust. Graf Wilhelm v. Mirbach-Harff hat ein Alter von nur sechsundvierzig Jahren erreicht. Einer der tüchtigsten deutschen Diplomaten ist mit ihm aus dem Leben geschieden.

In engster Verbindung mit den verbrecherischen Treibereien der Entente und mit den gegenrevolutionären Strömungen in Rußland steht das Unwesen der in Rußland zurückgebliebenen t s c h e c h o - s l o w a k i -



Phot. Sebah & Jeallier, Konstantinopel.

Sultan Muhammed V. †.

sehen Truppen, die während des Krieges aus der österreichisch-ungarischen Armee zur russischen über-
gelaufen waren, seit dem Abschluß des Friedens aber
die russische Regierung bekämpfen und den Kristalli-
sationspunkt aller ententefreundlichen, für die Er-

neuerung des Krieges eintretenden Elemente im Gebiete des ehemaligen Rußland bilden. Ihre Hauptkräfte stehen an der sibirischen Bahnstrecke, wo sie bisher mit wechselndem Glück gegen die bolschewistischen Truppen um die bedeutenden Punkte dieses wichtigen Ver-



Der neue Staatssekretär des
Auswärtigen Amtes,
Admiral v. Hingé.

kehrswegs gekämpft haben. Über ihre Zahl ist nichts Genaueres zu erkunden. Ihr Plan — und zugleich der der Entente — geht dahin, entweder über Wladiwostok oder über einen Hafen an der Murmanküste Anschluss an die Ententetruppen zu finden. Die Sowjetregierung hat aber die Durchführung dieser Absicht, die gegen die Pflichten der russischen Neutralität verstößt, bisher zu verhindern gewußt.

Mit Großsultan
Muhammad V., der

im vierundsiebzigsten Jahre seines Lebens starb, verliert das verbündete türkische Reich einen klugen Herrscher, der zur rechten Stunde erkannt hatte, welcher Platz ihm und seinem Staate in diesem schweren Völkerringen vom Schicksal zugewiesen ist. Er stand immer treu zu seinen Verbündeten; er erneute und erhöhte das militärische Ansehen seines Reiches durch zahlreiche Siege

über den gemeinsamen Feind. Sein Stiefbruder und Nachfolger, Wahid eddin, der als Muhammed VI. im achtundfünfzigsten Lebensjahre den Thron bestieg, gibt seiner Anlage und Gesinnung nach die Gewähr einer unveränderten Fortdauer der bisherigen türkischen Politik.

Nur in mittelbarem Zusammenhang mit den Kriegsereignissen steht der Wechsel im deutschen Auswärtigen Amt. Staatssekretär Dr. v. Kühlmann hat aus dem Widerspruch, den seine Haltung



Phot. A. Grogg, Berlin.

Großsultan Muhammed VI.

in der Friedensfrage erweckte, die Folgerungen gezogen und seine Entlassung genommen. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Gesandte in Christiania, Paul v. Hingé, ernannt. Er steht im vierundfünfzigsten Lebensjahre und hat vorher wichtige diplomatische Stellungen in Petersburg, Mexiko und Peking bekleidet.



Mannigfaltiges

„Der Welt Wagen und Pflug ist nur Lug und Betrug.“

— Nach den Elendsjahren des Dreißigjährigen Krieges war noch lange Zeit die Verwilderung zu spüren, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eingerissen war. Schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts erschienen kleine, flugblattähnliche Schriften, in denen die „Practicken“ der verschiedenartigsten Betrüger „ans Licht gezogen und aufgedeckt“ wurden. Ein stattliches „Betrugs-Lexikon worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen entdecket“ wurden, verfaßte der Rat und Amtmann Georg Paul Hönn zu Koburg und gab es 1720 in Druck. Schon in seinem Vorwort verspricht er, die „Grund-Suppe von allerhand Betrügereien“ gehörig aufzurühren. Er sagt: „Die klugen Kinder dieser Welt können leicht auf dem Betrugs-Handwerk zum Meister, ohne Kosten, gesprochen werden. Ihr oberster Junftmeister, der Satan, giebt ihnen die hierzu nöthigen Werkzeuge, eine Larve, den Betrüger dahinter zu verbergen, ein Hütlein, ihren Hocuspocus darunter zu spielen, nebst einem Mantel, ihren Betrug damit zu bedecken und um solchen zu hängen.“ Diese Leute halten es nach dem italienischen Sprichwort:

„Die eine Helfft im Jahr treibt man Betrügerey,
Die andre Helfft übt man sie wieder auf das neu.“

Aber der gute Amtmann Hönn wollte nach seinen Worten der erste sein, der es wagte, „den Deckel von dem stinkenden Betrugs-Hafen, an welchem sich bisher noch niemand verbrennen wollen, abzunehmen, und denen vorne leckenden, hinten aber krazenden Ragen die Schelle anzuhängen“. Durch seine „Entlarvungen“ wollte er „denen Obrigkeiten Anlaß geben, wie sie mit Nachdruck und Eifer solchem schädlichen Unwesen den Weg verlegen könnten“. Nach alphabetischer Ordnung rückte er ständeweise allen erdenklichen Schwindeleien und Betrügereien zu Leibe und gab hinter jedem Abschnitt die Mittel an, wie solchem „Schelmenwerk“ zu begegnen sei.

Ein besonderer Wiß war es, daß sich im Jahr 1743 ein „gewisser Buchhändler in Halle widerrechtlich erfrechet, dieses Betrugs-Lexikon nachzudrucken, und auf eine unbedachtsame

Weise zu verstümpeln“. Das geschah, trotzdem der erste Verfasser Höhn in sechzehn Abschnitten der Nachdruckerzunft derb die Meinung sagte.

Über die Bauern schrieb der alte Amtmann böse Dinge. Sie seien „gemeiniglich so schlau und so voller List, daß man ihnen weiter nicht trauen solle, als man mit Augen siehet und mit Händen greiffet“. Sie machen das Getreide naß, damit es aufschwelle und mehr ins Maß gehe. Sie lassen zu viel Milch in der Butter, damit sie schwerer wiege, ja sie bringen ganze Kübel voll Butter auf den Markt, die sie in der Mitte mit stinkender Butter oder gar mit Unschlitt vermischen. Schlechte weiße Butter färben sie mit Safran oder gelben Blumen. Unter den Honig mischen sie Mehl oder Holunder, Attich- und Wacholderbrei. Alten Hähnen schneiden sie die Kämme ab und verkaufen sie für Kapaune. Den Müllern wird ein vier Seiten langes Sündenregister vorgelesen. Den Händlern aller Gattungen aber rückte er mit besonderer Schärfe auf den „betrügerischen Pelz“. Den „veritablen Cassée“ verfälschen sie mit „Bohnen, Erbsen, Brod-Rinde und Gersten, ja sogar mit Schafmist. Zucker vermengen sie mit feinem Mehl, Kalkstein, weißen Bolus oder Kreide und verkaufen ihn, als ob es der feinste Canarie-Zucker sei“. Unter den Tee, der angeblich aus China und Japan stammt, mischen sie Ehrenpreiskraut und junge Weidenblätter; ja, sie rollen „die schon gebrauchten und extrahirten Thé-Blätter artlich wieder zusammen, daß sie unter dem guten Thee wieder mit fortgehen“. Aus einem Gefäß verkaufen sie allerhand Sachen, wozu sie nichts tun, als die Namen erfinden; und verkaufen die eine teurer als die andere. Aus „Zimmet und Nelken kochen sie eine Essenz“, trocknen das ausgelaugte Zeug, färben es und legen die wertlosen Reste unter frische Gewürze, damit sie den Geruch an sich ziehen. Unter gestoßenen Zimt, Nelken und andere Gewürze mengen sie Baumrinden und Wurzeln; gemahlener Pfeffer fälschen sie mit faulem Holz oder scharf schmeckenden Wurzeln. Die Schokolade verderben sie mit darunter gemischten Mandeln, Kastanien und dergleichen Früchten, und geben sie

doch für die beste spanische aus. Gemeinen, in Deutschland gewachsenen Tabak weichen sie in Bier, Zwetschgen- oder Hugelbrühe ein, „damit er einen angenehmen Geschmack bekomme und hernach vor Virginischen oder dergleichen gelten möge“. Ole und Seifen wurden schlimm verfälscht und am meisten die Kerzen, die in jener Zeit das wichtigste Beleuchtungsmittel waren. Über die Wachszieher wetterte der alte Amtmann ganz grimmig: „Sie verhubeln das Wachs mit Erbs-Mehl, Harz, Pech und sonderlich Terpentin, daher es kommt, daß die Kerzen allzustark fließen, und also von schlechter Dauer sind, ja dergestalt erbärmlich abrinnen, daß gleichsam eine Záhre der andern folgt, und, wie Pater Abraham a Santa Clara saget: „vielleicht das Gaunerstück des Meisters beweinen, der werth ist, daß ihme der Hencker den Docht um den Hals binde und ihn damit schändlich erwürge.“

Habsucht und Gewinn gier führten auch in den letzten Jahren während des Weltkrieges zu „Ersatzmitteln“, wodurch man in betrügerischer Weise die Notlage auszunützen versuchte, und ein „Betrugs-Lexikon“, das man heute herausgeben würde, müßte den Umfang einer Bibel haben. Der Stabsarzt Dr. Otto Neustätter sammelte für das National-Hygiene-Museum nicht weniger als 1026 „Ersatzmittel“; diese Zahl umfaßt jedoch nur ein Drittel der wirklich erzeugten „Nahrungs- und Genußmittel“. Nach einer Veröffentlichung Dr. Neustatters in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ gab es nach einer amtlichen Feststellung schon Ende 1916 folgende Ersatzmittel: für Backpulver 15, Eier III, Butter und Fett 56, Fleisch und Suppen 243, Gemüse II, Getränke 32, Gewürzmischungen 16, Kunsthonig 66, Kaffee 152, Kakao 65, „Kraftkost“ 55, Marshmelade 17, Mehl und Brot 36, Milch 80, Puddingpulver 32, Salatöl 130, Tee 61.

Der berühmte Eierersatz bestand vielfach aus irgendeinem Mehl, Maismehl oder Stärke mit Zusatz oder ohne solchen von doppelkohlen-saurem Natron und Färbestoffen. Fleischersatz wurde aus Hefe, Muschelfleisch, Blut, aber auch aus Bohnen-, Erbsen-, Weizen-, Roggen- oder Maismehl mit Salz

und Pilztunke hergestellt. Mit einem Reklamewort, das allein schon kläglich wirkt, empfahl man „Dachsen“, das höheren Nährwert als Dachsfleisch besitzen sollte. Dieses herrliche Dachsen enthielt nur Hefe mit fünfzig Prozent Salz. Dann wurde es verbessert und umgetauft in „Seefisch- und Pflanzenfleischextrakt“! Suppenwürfel sind im wesentlichen Kochsalzwürfel mit mehr oder weniger Petersilien und Pilzzusatz; Fleischextrakt ist meist nur eingedickte Pilztunke. Um den Höchstpreis für Zucker zu umgehen, stellte man Kunsthonig her, der aus Zucker oder Stärkesirup bestand, den man färbte und mit Aroma „veredelte“. Auch Ersatz für Marmeladen verstanden gewandte Leute zu erfinden. Eine Büchse mit vierhundert Gramm „Zuckergelee“, auf deren Außenseite Himbeeren bildlich anlockten, enthielt rotgefärbte, gesüßte und aromatisierte — Gelatine. Sie kostete nur zweieinhalb Mark! Unter der sinnlosen Marke „Milfix“ brachte man Trockenmilch auf den Markt, die trotz mangelnden Fettgehaltes um den doppelten Preis von Vollmilch verkauft wurde; teure „Vollmilchtabletten“ enthielten 0,2 Prozent Fett! Salatöl- und Butterersatz bestanden zu 98,5 Prozent aus Wasser und Pflanzenschleim oder — Gelatine. Eine pulverförmige Backbutter, angepriesen als „das neueste, beste, billigste, reellste, dauernd von ersten Betrieben gekauft, von gleicher Ergiebigkeit und Verwendung wie Butter, Butter und Fett vollkommen ausschaltend“, bestand zu über 50 Prozent aus Stärke, 9 Prozent Salz und einem Rest Vollmilchpulver mit etwa 10 Prozent Fett. Der richtige Name für solche Mischung ist — Kleister.

Dhne die Prüfung der Nahrungsmittelämter wäre der „Erfindergeist“ wohl noch höher ins Kraut geschossen. Wenn heute der biedere Paul Hönn ein Betrugs-Lexikon zusammenstellen würde, ihn würde ein Grauen anfallen über die „Klugheit der Kinder der Welt“, wie er die Trüger und Täuscher seiner Zeit nannte. Zeitgemäß wäre sein Unternehmen heute allerdings viel mehr als vor zweihundert Jahren. Eine Gefahr befürchtete auch schon der alte Verfasser; er sagt selbst, ihm könne vorgeworfen werden, „das Buch diene nicht wider,

sondern für die Betrüger, denn was sie in ihrer Kunst nicht wußten, könnten sie daraus lernen“. Aber er fand es doch besser, durch seine Enthüllungen den „Herren und Oberen und den Gerichten“ ein Mittel zur Vorbeugung und Bestrafung an die Hand zu geben und die Allgemeinheit aufzuklären über die „verrückten Satanslisten der Habgierigen“. D. Im.

Altweibersommer. — Die Luft des Oktobertages ist herb durchwürzt vom Rauch der Kartoffelfeuer. Am Wegrand steht eine Birke; leiser Wind umweht uns noch fast spätsommerlich lau. Er trägt uns auf seinen Schwingen ein paar Sommerfäden entgegen. Sie haben viele Namen im Volk. Außer Sommerfäden Marienseide, fliegender Sommer, Altweibersommer, um nur einige zu nennen. Und wir alle kennen sie. Wehmut erfüllt uns, wenn wir an sie denken. Denn immer sind sie ein Sinnbild der schönen Tage, die enden wollen, ein sicheres Vorzeichen, daß nun die Herbststürme nicht mehr lange auf sich warten lassen werden und der Winter vor der Thür steht. Marienseiden nennen wir auch das erste silberne Haar, das wir an den Schläfen einer geliebten Frau entdecken.

Uns allen ist die Erscheinung der fliegenden Sommerfäden wohl vertraut; wie sie zustande kommt, ist indes nur wenig bekannt. Es ist auch gar nicht so schnell erzählt. In vergangenen Zeiten erklärte man sie für Ausdünstungen von Pflanzen; jetzt wissen schon unsere Kinder, daß diese Fäden von Spinnen herkommen, ohne über ihr Zustandekommen damit schon im klaren zu sein. Wenn wir einen solchen Faden genauer betrachten, fällt uns sofort auf, daß er unmöglich vom Netz einer Spinne herrühren kann. Er macht auch durchaus nicht den Eindruck, als sei er verfertigt worden, damit sich eine Beute darin verfangen solle. Da wollen wir uns daran erinnern, daß es ansässige und umherschweifende Spinnen gibt, sesshafte und Wanderspinnen. Zu den ansässigen gehören die bekannte Kreuzspinne mit ihrem schönen radförmig gebildeten Netz und unsere gewöhnliche Hausspinne, die, in der Form weniger anziehend, aber darum nicht minder praktisch, ein in Fang- und Wohnnetz eingeteiltes sackartiges Gebilde webt. Zu den umherschweifenden Spinnen ge-

hören die Krabbspinnen. Sie erhielten ihren Namen nach ihrer unverkennbaren Ähnlichkeit mit kurz geschwänzten Krebsen. Ihr eigenartiges Gebaren verstärkt noch diesen Eindruck, denn wenn sie an Baumstämmen oder Kräutern einer Beute nachjagen, so strecken sie ihre Beine, von denen die zwei vorderen Paare die beiden hinteren an Länge weit überragen, von sich, drücken sich mit dem Leibe flach an die Unterlage und gleiten nun mit Leichtigkeit dahin, und zwar nicht nur vor-, sondern auch rück- und seitwärts. Auf diesen Wegen ziehen sie ihre Fäden, die demnach als Beförderungsmittel eigener Art gelten dürfen. Wie es nun kommt, daß wir diese Fäden gerade zu einer bestimmten Jahreszeit so reichlich und sonst gar nicht beobachten, ist noch nicht ganz geklärt. Zwar finden sie sich, wenn auch viel seltener, als „Mädchenommer“ im Frühjahr und nicht nur bei uns, sondern auch in Ländern anderer Weltteile, so in Paraguay. Diese Fäden sind das Mittel, das die Spinnen anwenden, um ihre Quartiere zu wechseln. Jedenfalls ist es erlaubt, den Krabbspinnen und einigen ihrer Verwandten, die ebenso handeln, Wandertrieb zuzusprechen. Er soll sie, da sie doch Raubtiere sind, vor Nahrungsmangel schützen und für die Ausbreitung sorgen.

Beobachten wir eine Krabbspinne bei ihren Vorbereitungen zur Luftfahrt, so beweist uns ihr Benehmen dabei am besten, daß es sich um eine beabsichtigte, nicht um zufällige durch den Wind hervorgerufene Fortbewegung handelt. Die Krabbspinne, und so wie sie handeln auch die Wolfsspinnen, heftet zuerst an einem Pfahl, einer Pflanze oder einem Stein ihren Faden fest. Dann macht sie eine geringe Seitenwendung, richtet die Hinterleibspitze hoch, dem Luftzug stets entgegen, und bleibt dann stehen, die Beine steif ausgestreckt und möglichst hoch gehalten. Der ausfließende Faden bildet eine Schlinge, die sich mit dem flatternden Faden in dem Maß verlängert, wie der Luftzug den Faden gespannt erhält. Ist dieser zwei bis drei Meter lang geworden, so beißt die Spinne das festgeklebte Ende ab, läßt mit den Füßen los, zieht sie an den Körper und gleitet nun mit dem Faden dahin. Die Weite der Reise hängt

immer von der schwächeren oder stärkeren Luftströmung ab. Oft wird sie nur ein paar Meter betragen, doch hat man schon manche viele Meilen weit vom Lande entfernt an Schiffen mitten auf hoher See entdeckt. Das ist keineswegs wunderbar, wenn man bedenkt, wie weit oft Samen und Insekten durch Stürme verschlagen werden.

Dr. Hans Friedrich.

Unwillkommene Mahnung. — Ein sparsamer junger Mann war mit einem Gärtner übereingekommen, daß er ihm dann und wann einen Blumenstrauß schicken solle und dafür abgelegte Kleidungsstücke erhielt. Eines Tages empfing er einen auffallend schönen Strauß prächtiger Rosen und sandte ihn in das Haus einer jungen Dame, die er seit einiger Zeit heimlich verehrte. Als er am Abend einer Einladung der Eltern seiner Angebeteten folgte, fiel ihm die zurückhaltende Miene des Vaters auf, der, ihn mit ernsthaftem Gesicht in eine Ecke des Zimmers ziehend, fragte: „Sie sandten meiner Tochter einen Blumenstrauß?“ Der junge Mann erwiderte höflich: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich mir diese Freiheit erlaubte.“ „Gut. Aber Sie treiben Heimlichkeiten, die mir nicht gefallen. Sie verbergen kleine Briefchen in den Blumen.“ In seiner Unschuld beteuerte der junge Mann: „Briefchen? Ich weiß kein Wort davon.“ Da hielt ihm der Vater der Angebeteten einen Zettel vor die Augen und sagte: „Wie? Sie wollen noch leugnen? Und was sind das für sonderbare Wünsche?“ Entsetzt las der Verehrer: „Vergessen Sie nicht das alte Hemd, das Sie mir lezthin versprochen haben.“

W. Ket.

Die „Scham“ vor der Schwiegermutter. — Bei den Kaffern in Südosafrika herrscht die Sitte der Vielweiberei. Der Preis für eine Frau pflegt allerdings so hoch zu sein, daß nur wohlhabende Stammesangehörige sich mehrere Frauen in ihren Kral heimholen. Der Kaufpreis wechselt, je nachdem die Braut mehr oder weniger hübsch ist, und auch der Rang ihres Vaters wirkt bestimmend auf ihren Wert. Als Durchschnittspreis für ein Mädchen gelten acht bis zehn Kühe, doch werden unter Umständen fünfzehn, ja in seltenen Fällen sogar vierzig bis fünfzig Kühe für eine schwarze Schöne geboten. Um durch die ver-



Der Kaffer und seine Schwiegermutter.

schiedenartigen Einflüsse einer ganzen Reihe von Schwiegermüttern nicht dauernd in der Hölle auf Erden zu leben, bildete sich ein eigenartiger Brauch zwischen dem Manne einer Frau und

deren Mutter heraus. Der verheiratete Kaffer wird nie ein familiäres Wort mit seiner Schwiegermutter reden; ja er darf sie nach strenger Stammesitte nicht einmal ansehen; dieser seltsame Brauch wird als „sich vor der Schwiegermutter schämen“ bezeichnet. Will aber der Mann etwas mit ihr reden, so muß er in einiger Entfernung von ihr ein lautes Geschrei erheben, und das versteht er als Kaffer ganz vortrefflich. Will er aber etwas sagen, das kein Dritter hören soll, dann stellen beide Teile sich hinter einen Zaun, der hoch genug ist, daß sie einander nicht sehen können. Wenn es sich trifft, daß der Ehemann und die Schwiegermutter sich in einem der engen Pfade begegnen, die aus dem Kral zu den Feldern führen, dann sind beide verpflichtet, einander „nicht zu sehen“. Die Frau kriecht hinter den ersten besten Busch, der Mann hält seinen Schild vor das abgewendete Gesicht. Dieser streng befolgte Brauch geht so weit, daß Schwiegermutter und Schwiegersohn ihre beiderseitigen Namen nicht aussprechen dürfen. So bleibt der Hausfriede unter allen Umständen gewahrt.

H. Jen.

Der Seemann und das Wetter. — Kein anderer Beruf ist so sehr vom Wetter abhängig und so sehr auf das Wetter angewiesen wie der des Seemanns. Daher haben befahrene Seeleute zumeist eine erstaunliche, auf Erfahrung beruhende Wetterkenntnis und die Gabe, das Wetter des kommenden Tages vorauszusagen. Nach der Seemannsregel gibt es schlechtes Wetter, wenn kein Tau fällt, eine Beobachtung von unumstößlicher Richtigkeit. Herrscht Sturm und spalten sich abends die Wolken dergestalt, daß die Sonne, ehe sie unter dem Horizont verschwindet, noch einmal, wenn auch noch so flüchtig, sichtbar wird, so ändert sich das Wetter zum Besseren. Dem Barometer schenkt der Seemann mit vollem Recht nur bedingte Beachtung, weil er weiß, daß steigendes Barometer durchaus nicht immer den Eintritt guten Wetters anzuzeigen braucht. In unseren Breiten hat höherer Luftdruck zuerst und zumeist nördlichen oder östlichen Wind im Gefolge, ohne daß dabei unbedingt schönes Wetter zu werden braucht. Die unangenehmsten und heftigsten Winterstürme in der Ostsee wehen zumeist aus Nordost. Das Funkeln

der Sterne bei ungewöhnlich dunklem Firmament ist ein sicherer Vorbote von Südwind. Ist das Küstenwasser der Nordsee von besonders gelblicher Färbung, so steht westlicher oder südwestlicher Wind zu erwarten. Es läßt sich dies wohl daraus erklären, daß alsdann die Schwemmstoffe der Flüsse infolge der auf See herrschenden Wind- und Strömungsverhältnisse, die ablandig sind, sich von der Küste abwenden, mehr zur Geltung kommen. Auf der nördlichen Halbkugel zeigen die Winde in der Regel die Neigung, von links nach rechts zu drehen; aus Westwind, der nebenbei am häufigsten weht, entstehen nördliche und aus diesen östliche Winde. Drehen sie rückwärts, so ist das dem Seemann ein sicheres Zeichen dafür, daß es schlechtes Wetter gibt. Starke Abend- und Morgenröte sind Vorboten für Regen und Sturm.

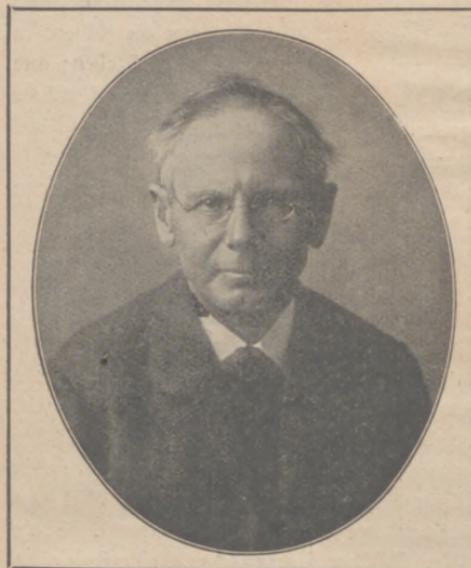
Auch die beobachtete Zugrichtung der Fischschwärme — Heringe und Sprotten — sind sichere Wind- und Wetterboten. Die Fische schwimmen immer gegen die Strömung, da ihnen auf diese Weise die ihnen zur Nahrung dienenden kleinen und kleinsten Lebewesen der See im vollsten Sinne des Wortes „ins Maul“ getrieben werden. Die Bewegung der Meeresströmungen, soweit sie vom Wind abhängig sind, setzt aber früher ein als der Wind oder ist wenigstens früher bemerkbar. Wenn draußen in der Ostsee nordöstliche Winde herrschen, steigt in Kiel das Wasser, wengleich hier noch der Wind aus Westen weht. Steht die Windrichtung in diesem Fall der Richtung der Meeresströmung entgegen, so entsteht „kabbliche See“, das heißt Seegang mit kurzen Wellen.

Bekanntlich neigen die Seeleute infolge ihrer Berufstätigkeit, die eine zweckdienliche Ernährung und Bewegung und damit einen geregelten Stoffwechsel ausschließen, im allgemeinen stark zu Rheumatismus und Gicht. Mit diesen Leiden Behaftete sind aber meist gute Wetterpropheten, indem sie den Eintritt von Wind und Regen schon achtundvierzig Stunden vorher aus ihren zunehmenden Schmerzen erkennen.

Der erste Gedanke des morgens auf Deck kommenden Seemanns gilt dem Wetter. Aus vielen, scheinbar unwichtigen

Merkmale bildet er sich die Vorhersage, und diese trifft oft genug ein, obgleich das Barometer und der Laubfrosch auf dem Lande manchmal ganz anderer Meinung sind. G. M.

Peter Kosegger †. — Einer der guten Geister des deutschen Volkes ist nicht mehr! Was irdisch an Peter Kosegger war, ruht in der Heimat Erde der Steiermark, in die man ihn nach

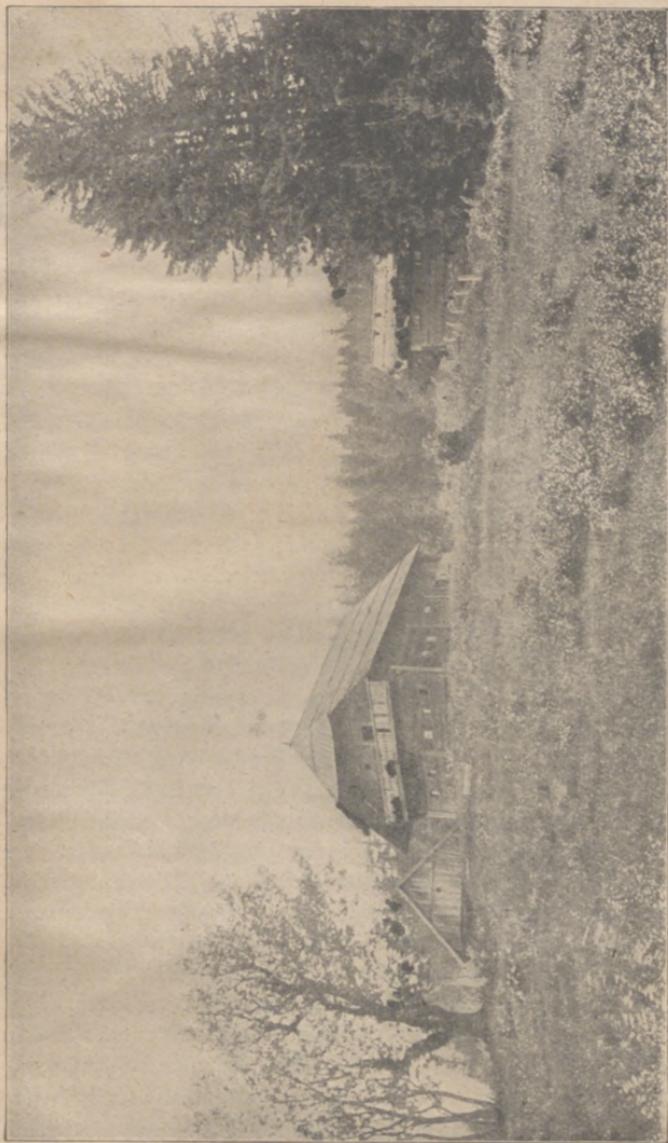


Phot. Fr. Jof. Wolf, Marzschitzlag.

Peter Kosegger †.

seinem letzten Willen schlicht zur letzten Ruhe bettete. Wenige Wochen vor Vollendung seines fünfundsiebzigsten Lebensjahreschied er aus der Welt, die seinen Namen hoffentlich nie vergessen wird. Im Volk, das ihn immer geliebt hat, werden die besten seiner Dichtungen noch lange treue Herzen finden, wenn mancher moderne Name samt seinen Werken schon längst verschollen sein wird. Als Kosegger am 31. Juli 1913 siebzig Jahre alt geworden war, feierte man seinen Geburtstag wie ein steirisches Nationalfest; das ganze Ländchen huldigte ihm in dankbarer Treue. Die Stadt Graz schenkte ihm ein Haus, „ein schlichtes Dichterheim mit rebenumsponnenem Giebel, dort wo der reichgeschmückte Saum der Stadt die Wiesen und Wälder der grünen Mark berührt“, wie er selbst es später beschrieb. Damals feierte man öffentlich noch nicht wie heute jeden Dichter, dem geschäftige Literaten einen flüchtigen Ruhm zu bereiten

seinem letzten Willen schlicht zur letzten Ruhe bettete. Wenige Wochen vor Vollendung seines fünfundsiebzigsten Lebensjahreschied er aus der Welt, die seinen Namen hoffentlich nie vergessen wird. Im Volk, das ihn immer geliebt hat, werden die besten seiner Dichtungen noch lange treue Herzen finden, wenn mancher moderne Name samt seinen Werken schon



Phot. Gr. Hof. Böhmen, Wirtsgülden.

Geburtshaus Peter Hofeggers in Krieglach.

suchen. Es war in Wahrheit eine dem Siebziger herzlich und treu ergebene große deutsche Gemeinde, die ihm weit über die engeren Landesgemerkungen und die schwarzgelben Reichsgrenzen hinaus ihre tiefe Verehrung bezeugte. Nicht nur dem Volkserzähler, dem unermüdblichen Erfinder neuer Geschichten galt damals wie später die hohe Verehrung seiner Gefolgschaft. Es war der Erzähler, der lange unbewußt als Erzieher gewirkt hatte, um es zuletzt immer überzeugter zu werden, dem man Liebe und Dankbarkeit zu seinem Ehrentag erwies.

Rauhe Wege sind es gewesen, die der arme Waldbauernbub gehen mußte, aber auf allen ist er sich treu geblieben und damit dem Volke, dem er entstammte. Weder die Sorgen des Hirtenjungen auf Mpl bei Krieglach, noch die Wanderunruhen des Schneiderlehrlings, noch die Grübeleien des sich selbst heranzubildenden Jünglings, auch nicht die Nöte des werdenden Schriftstellers konnten ihm seine erdenhafte Frische nehmen. Immer gab er sich ganz an sein Werk hin, schwer und hart ringend, sich selbst erziehend, führte er auch alle, die ihm folgten, bis zu der Höhe, die ihm zu erreichen gegeben war. Auf Grund seiner häuerlichen Abstammung nahm all sein Sinnen und Denken eine bestimmte Richtung; er selbst sagte einmal: „Ich stelle das Natürliche höher als das Gemachte, das Ländliche höher als das Städtische, die Einfachheit höher als den Prunk, die Taten höher als das Wissen, das Herz höher als den Geist.“ Das bezeichnete man als die Schranken seiner Weltanschauung; aber auch ihre eigenartige Größe beruht darin. Seine Größe besteht nicht zuletzt darin, daß er sich zu bescheiden wußte. Er bekannte in seiner kleinen Lebensdarstellung: „Mir scheint nicht alles, was wahr ist, wert, vom Poeten aufgezeichnet zu werden; aber alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was veröhnt und erhebt, denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck. Furchen ziehen durch die Äcker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteige, dann aber Samen hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollt' ich's halten.“

Was vor fünf Jahren geschrieben werden konnte, gilt nun auch übers Grab hinaus für den Verewigten. Der Same, den er säte, kam aus übervollem Herzen. Und er warf ihn nicht aus mit strengem Gesicht, sondern mit lachenden heiteren Augen, in denen der Humor leuchtete. Er warf ihn aus mit liebender Hand, die Gutes tut und pflegen hilft; er tat es mit sorgendem Sinn, der erkannte, was not war, und woran es mangelte. Und er säte im ganzen Lande, so weit es deutsch war, insbesondere aber in seiner Heimat, in Oesterreich. Und immer wissender, gütiger und hilfsbereiter wurde sein Denken und Tun; immer weiter schritt der Fuß des reichen Sämanns aus. Nach jahrzehntelangen Mühen erbaute er seinen Wäldlern eine Schule. Er, der Katholik, half den Evangelischen eine Kirche bauen. Das niedergebrannte Kirchlein seines Kirchdorfes erstand neu durch seine Hilfe. Der Dichter half dem Deutschen Schulverein und erleichterte ihm seine Wirksamkeit an den gefährdeten Stellen des Deutschtums. Durch seinen bekannten Aufruf kamen mehr als drei Millionen Kronen für deutsche Kinder in bedrohten Sprachgebieten Oesterreichs zusammen. Nicht klingende Reden eines Nur-Dichters sind es also gewesen, wenn er Laten höher als Wissen und das Herz höher als den Geist gepriesen hat. Er, der als Dichter ein Stubenmensch sein mußte, lebte doch nur für die Bauern und verteidigte sie gegen die Städte und ihre Art zu leben. Als man ihm einmal vorwerfen zu dürfen glaubte, daß er ja gar nicht mehr mit dem Volk lebe, suchte er mit schlichten Worten klarzumachen, daß er Einsamkeit nötig habe zum Schaffen. Mit sich selber müsse er allein sein, um anderen sein Bestes geben zu können. Und reichlich aus immer vollem Herzen vermochte er ein langes Leben hindurch immer erneut aus seinem Innersten zu schöpfen. Er war mehr als nur ein Poet; ganz gab er sich seinem Werk hin, darum war er und sein Werk eins. Vielen Tausenden wird auch in Zukunft noch das rein menschliche Wesen seiner Gestalten und ihrer Schicksale tief ans Gemüt greifen, und seine nachdenklich gütige Lebensweisheit wird Tausende noch bereichern, wenn seine irdischen Reste längst zu

Staub zerfallen sind. Er war ein getreuer Eckart seines Volkes, des Volkes, das er liebte, das ihn nie vergessen wird. R. G.

Hand aufs Herz und — gelogen. — Als in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts England versuchte, eine Union mit Irland herbeizuführen, wog jede irische Stimme im Parlament ihren Wert in Gold. Der Staatssekretär Lord Castlereagh besuchte Chapland Carew von Werford und sagte zu ihm: „Geld, das weiß ich, ist kein Gegenstand für Sie; aber es stehen Ihnen rund achttausend Pfund für Ihre Stimme aus dem Ersatzfonds zu Gebote. Ich biete Ihnen aber mehr; fordern Sie ein Bistum für einen Ihrer Freunde oder eine bedeutende Stelle in der Armee für einen Ihrer Verwandten, oder die Ernennung zu einem hohen Zivilamt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Regierung die nicht verläßt, die sie nicht verlassen.“

Verächtlich erwiderte Chapland Carew: „Sie sehen, daß ich schwer leidend bin, daß ich dem Tode nahe stehe; wenn es mir das Leben kosten sollte, so würde ich ins Parlament gehen, meinen Platz einnehmen und dort Ihre Worte öffentlich bekanntgeben.“

Kaltblütig entgegnete Lord Castlereagh: „Wenn Sie das wagen, würde ich in dem Augenblick, wo Sie sich niedersetzen, auf meinem Platz mich erheben, die Hand aufs Herz legen und feierlich erklären, daß jedes Ihrer Worte eine abscheuliche verdammte Lüge ist. Drei Stunden darauf würden wir uns schlagen.“

„Dem allem werde ich mich aussetzen,“ sagte Carew; damit war die Unterhaltung beendet. Zu einer Szene im Parlament kam es nicht, da Carew zu leidend war, um sein Haus verlassen zu können; er entdeckte seinen vertrautesten Freunden den Bestechungsversuch und setzte seinen Namen unter alle Verzeichnisse der irischen Parlamentsmitglieder, die sich der Vereinigung mit England widersetzten. E. Grol.

Schwüle Stunden. — Einer der merkwürdigsten Menschen war der alte russische Feldmarschall Kutusow. Als er nach der Flucht Napoleons I. als Sieger in Wilna einzog, erschien bei ihm der dortige Schauspieldirektor und brachte die Bitte vor,

ein Stück zur Verherrlichung des großen Tages aufführen zu dürfen. In grimmigter Laune verlangte Kutusow jenes Theaterstück zu sehen, das der Direktor am Tage des Einzugs der französischen Truppen hatte aufführen lassen, ein Machwerk voll beißender Anspielungen auf die Russen und voll kriecherischer Lobhudeleien Napoleons. Verzweifelt suchte sich der Theatermann mit Bitten dagegen zu verwahren. Der Russe zwang ihn zu gehorchen.

Am Abend der Vorstellung erschien Kutusow mit seinem Generalstab im Theater, um durch seine Gegenwart allen zu erwartenden Tumult zu verhindern. Bei jeder Lobestirade auf den „Herren der Welt“, den „unbesiegbaren Liebling der Götter“, Napoleon, die mit seiner Flucht in schneidendstem Gegensatz stand, klatschte der alte Feldmarschall laut Beifall, und das ganze Haus folgte seinem Beispiel. Angstschweiß trat den Schauspielern auf die Stirn, bleich unter der Schminke und angst erfüllt über den Ausgang dieser qualvollen Aufführung spielten sie weiter. Jedes Wort, das sie deklamirten, ließ ihre Herzen unstill pochen, und doch durften sie nicht wagen, auch nur ein Wort zu ändern oder auszulassen, aus Furcht, man würde sie des Ungehorsams bezichtigen und nach Sibirien schaffen. Noch einige Tage hielten sich die Komödianten am Tage in ihren Wohnungen versteckt, bis ihnen Kutusow durch den Direktor erklären ließ, es falle ihm nicht ein, sich an einem so erbärmlichen Pack zu rächen.

D. Falk.

Folgen der Verhimmelung. — Kaum ein anderer Dichter wurde zu Lebzeiten je so verehrt als der 1825 gestorbene Jean Paul. Seine Reisen gestalteten sich zu wahren Triumphzügen. Die Männer bewunderten ihn, Frauen und Mädchen waren nach glaubwürdigen Zeugnissen „scharenweise verliebt in ihn“; ja sie vergötterten ihn nahezu. Als beseligendes Vorrecht erschien es, wenn man eine Locke vom Haupt des Dichters sein eigen nennen konnte. Auch die Mutter des seinerzeit beliebten Novellisten und Romanschriftstellers Hugo Rosenthal-Bonin war eine dieser namenlos Beglückten. Sie bewahrte die Locke Jean Pauls zwischen zwei vergilbten Stücken von weißem

Atlas, auf denen mit Goldfäden eine Jahreszahl eingestickt war. Nur bei besonders feierlichen Anlässen wurde dies Heiligtum profanen Augen gezeigt. Hugo Rosenthal, der Naturwissenschaft studiert hatte, geriet eines Tages auf den Gedanken, die Locke unter das Mikroskop zu legen, und bald darauf war der Zauber verflogen. Die vermeintlichen Haare des Dichters stammten von einem — Pudel! Auch bei weiteren einst mit Locken Beglückten war das Ergebnis der von Rosenthal unter Anwendung aller möglichen Überredungskünste und Vorsichtsmaßregeln erlangten und untersuchten Locken das nämliche. Alle waren mit Pudelhaaren beglückt worden. Das hatte nun seinen Grund nicht in besonderer Bosheit des Dichters, er mußte nur frühzeitig mit den noch übrigen Seitenlocken sparen. Der galante, weichherzige Mann konnte sich nicht entschließen, die Bitten seiner Bewunderinnen abzulehnen, und so sandte er ihnen die Haare seines Hundes. Gewiß mag den großen Humoristen auch die Vorstellung belustigt haben, daß die hübschen Locken seines munteren Pudels „Patos“ so große Anbetung genössen und von schönen Damen sentimental schmachtend an die Lippen gedrückt, auf Atlaskissen unter Glas aufbewahrt und in kostbaren Albums, mit getrockneten Veilchen umrahmt, als Heiligtümer aufbewahrt würden.

H. Hol.

Vereinigungen zur Erleichterung des Eheschließens. —

Bis in die neuere Zeit bestanden in vielen Orten, besonders in größeren Städten, gewisse Stiftungen, die, zum Teil aus dem siebzehnten Jahrhundert stammend, aus den Zinsen bestimmter Kapitalien in verschiedener Weise zur Ausstattung vermögensloser Ehepaare beizutragen suchten. Nach dem Elend des Dreißigjährigen Krieges war man beflissen, durch solche Einrichtungen die Gründung einer Familie zu erleichtern. Meist stifteten wohlhabende Bürger gewisse Summen, die den Grundstock zu solcher Nothilfe bildeten, aber auch von Gemeinden und Stadtverwaltungen wurden ähnliche Einrichtungen geschaffen. Eigenartige Vorschläge zur Gründung einer „Heiratsgesellschaft“, die in Pommern im Jahre 1733 ins Leben treten sollte, finden sich in den Briefen der Frau Gottsched.

Tausend ledige Personen beider Geschlechter schlossen einen Verein; durch Erlegung von sieben Talern, die jedes einzelne Mitglied bei der Aufnahme zu entrichten hatte, entstand das Grundkapital der Gesellschaft, aus dessen Zinsen die Verwaltung bestritten wurde. Verheiratete sich jemand aus dieser Körperschaft, so mußte jedes zu ihr gehörige Mitglied einen Taler an jene Person geben, die eine gesetzlich gültige Ehe einging. Die daraus sich ergebende Summe von tausend Talern wurde vier Wochen nach der Verheiratung ausbezahlt. Die so ausgesteuerte Person mußte allerdings zuvor an ihre Stelle ein neues Mitglied für die Vereinigung beschafft haben. Wenn zwei der Körperschaft angehörige Leute sich miteinander verheirateten, erhielten sie den stattlichen Betrag von zweitausend Gulden als Aussteuer. Aber auch für den Todesfall eines zur Gesellschaft Gehrigen wurde gesorgt. Wenn ein Mitglied starb, hatte jeder Überlebende einen halben Taler zu entrichten und der daraus zusammengekommene Betrag wurde den nächsten Verwandten des Dahingegangenen ausbezahlt.

M. Seib.

Aus der vierten Dimension der Geister. — In einer unserer großen Städte, deren auf der Höhe der Kultur stehenden Bewohner jedem Schwindel preisgegeben sind, trieb eine Somnambule ihr lichtscheues Wesen. Ihre Anhänger verbreiteten den Ruf der Hellscherin und steigerten durch aufgeregte Schilderungen unsäßbarer und übernatürlicher Offenbarungen, die sie dort erlebt haben wollten, den Zulauf aus allen Kreisen. Bei den in einem verdunkelten Raum stattfindenden Sitzungen ruhte die Hellscherin in einem Stuhl und versank allmählich in tiefen magnetischen Schlaf. Dann stand sie mit der Geisterwelt in Verbindung und erkannte auf geheimnisvolle Weise nicht nur Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, sondern auch Krankheiten und deren Heilung. Im Schlafe gab sie ihre Weisheit zum besten und leerte dafür im Wachen die Taschen ihrer gläubigen Gemeinde. Ein Arzt verstand es, mit einem seiner ihm gleichgesinnten Freunde in diesem Kreise Vertrauen zu erwecken und wünschte, unter dem Vorwand, sich über einen ihm dunklen Krankheitsfall Gewißheit schaffen zu wollen, die Hells-

seherin zu befragen. Als die mit übernatürlichen Wesen in Verbindung stehende Person im Trance lag, überreichte er ihr eine in Seidenpapier gewickelte Haarlocke. Die Somnambule nahm die Locke, legte sie auf die Herzgrube, dann auf die Stirn und begann in ängstlicher Hast zu sprechen: „Blonde Haare — Haare eines Kindes — Lungenentzündung — Rettung ist noch möglich.“ Nun begann sie die Ratschläge der Geisterwelt für die Behandlung zu vermitteln. Nachdem die Konsultation der Geister beendet war, erklärte der Arzt: „Leider werde ich diese Vorschriften nicht befolgen können, denn die blonde Locke stammt aus dem Schwanzbüschel einer — Kuh, die sich außerordentlich wohl befindet, was mein Freund bestätigen wird.“ Die Hellseherin erwachte mit einem Ruck und verschwand für diesmal aus dem bestürzten Kreis ihrer Anhänger. D. Don.

Ein Naturwunder. — Auf der kleinen Insel Ascension — Himmelfahrtsinsel — inmitten des Atlantischen Ozeans, entstand plötzlich ein prächtiger neuer Grasteppich, ohne daß Menschenhand ihn gesät oder angebaut hat. Dies kleine, etwa achtundachtzig Quadratkilometer umfassende Eiland, das auf dem Wege von den Kapverdischen Inseln nach der Insel St. Helena, etwas über tausend Seemeilen nördlich der letzteren liegt, besetzten die Engländer im Jahre 1815, um auch von hier aus den auf St. Helena untergebrachten Erbkaiser bewachen zu können. Das ganze Inselchen ist vulkanischen Ursprungs, und seine Oberfläche scheint nur aus Schlacken und Lava zu bestehen. Pflanzenwuchs konnte sich daher nirgends auf der Insel entwickeln.

Im Mai vorigen Jahres und in den folgenden Monaten kamen gänzlich unerwartet anhaltende und ausgiebige Regengüsse, unter deren Einwirkung es überall zu sprießen und zu grünen begann. Die wenigen Bewohner der einzigen Siedlung der Insel, Georgetown, erlebten das nie vorher von ihnen gesehene Wunder, daß die düsteren Bodenschlacken sich mit einem saftig grünen Teppich überzogen. Keines Menschen Hand hatte das Gras gesät, und doch wuchs es überall auf der bisher graslosen Insel.

Man schickte einige Büschel des Grases an die Leitung des berühmten botanischen Gartens zu Kew, mit der Bitte um eine Erklärung der unerklärlichen Naturerscheinung. In Kew wurde erklärt, daß man annehme, der Samen sei entweder durch die aus Südosten ständig wehenden Passatwinde oder durch die häufig auf der Insel ihren Aufenthalt nehmende schwarze Meerschwalbe dorthin übertragen worden und durch das in diesem Jahre dort herrschende abnorm günstige Wetter zur Entwicklung gelangt. Für die Annahme der Überführung des Samens durch Meerschwalben spricht der Umstand, daß auf jenen Punkten, die den Schwalben als Aufenthaltsort dienen, der Graswuchs sich zuerst zeigte. Wie nachgewiesen werden konnte, handelte es sich um eine Art von Wüsten gras mit sehr leichtem Flugsamen, das an vielen Stellen der afrikanischen Wüste angetroffen wird. Die Bewohner Ascensions und ihre wenigen armseligen Mulis und Pferdchen werden wohl noch lange an das Wunderjahr 1917 zurückdenken, das ihnen so plötzlich einen herrlichen grünen Rasenteppich bescherte.

J. v. Kl.

Die Hirsche und der Tabak. — Ein im Teutoburger Wald ansässiger Maler pflegte auf seinen Studienmärschen immer ein Paket Rauchtabak mitzunehmen, um es den ihm begegnenden Waldarbeitern zu schenken. Einst malte er im Wald an der Studie eines Vordergrunds. Seinen Rucksack mit dem Vesperbrot und dem Tabak hatte er hinter sich auf den Boden gelegt. In seine Arbeit vertieft, merkte er nicht, daß ein Rudel virginischer Hirsche, die der Fürst von Lippe-Detmold in seine Waldungen zur Auffrischung des heimischen Hochwildblutes hatte setzen lassen, hinter ihm erschien und sein Gepäck durchwühlte. Das Klappern der Geweihe der einander von der Beute wegstoßenden Hirsche ließ den Maler schließlich rückwärts blicken und die Szene bemerken, wie die Tiere den Tabak auffraßen. G. M.

Grausamkeit in der Küche. — Eude, der Koch Ludwig XVI., sagt in seinem Buch über die Kochkunst: „Man nehme einen oder zwei lebendige Aale und werfe sie in helles Feuer; wenn sie sich nach allen Seiten winden und drehen, so ergreife man sie mittels

einer Kohlenzange und ziehe ihnen vom Kopf bis zum Schwanz die Haut ab. Diese Art, die Male zu behandeln, ist entschieden die beste, da man ihnen auf die einfachste Weise alles Fett, welches schwer verdaulich ist, entziehen kann. Mehrere Herren haben mir erstaunlicherweise Grausamkeit zum Vorwurf gemacht, weil ich die Male lebendig brenne. Da meine Kenntnisse in der Kochkunst einzig und allein die Befriedigung des Geschmacks meiner Herrschaft sowie die Erhaltung ihres Lebens durch bekömmliche Nahrung zum Zweck haben, so halte ich es für meine Pflicht, mein Augenmerk vorzugsweise auf das zu richten, was beiden Aufgaben frommt. Wenn irgend eine Dame oder ein Herr den Versuch einmal gemacht haben, Male auf meine Art zu behandeln, so werden sie finden, daß lebendig ins Feuer gebrachte, gebrannte Male weit besser munden und bekömmlicher sind, als wenn sie auf andere Weise zubereitet werden.“

Ob sich zur Zeit Ludwigs XVI. diese höchst barbarische Behandlung allgemeiner verbreitete, ist nicht mehr zu entscheiden. Cudes Kochbuch wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, aber nur die französischen Ausgaben enthalten diese unmenschliche Vorschrift.
H. Vu.

„**Um Gottes willen.**“ — Ein alter Zechbruder, der alles vertrunken und verspielt hatte, so daß ihm nicht einmal so viel blieb, um den Bartscherer zu bezahlen, bat einen Barbier, er möge ihn doch um Gottes willen scheren. Der Barbier, der recht wohl wußte, wodurch der Bettler in Not geraten war, nahm einen schlechten Kamm, eine verdorbene Schere und schor den Kerl so unbarmherzig, daß ihm die Augen übergingen. Dazu sagte er: „So schert man einen Buben wie dich, der alles versoffen hat.“ Im gleichen Augenblick rannte ein Hund vor dem Haus vorüber, der erbärmlich heulte; man hatte ihn beim Stehlen erwischt und derb verprügelt. Da sagte der so übel geschorene Zechbruder zu dem Köter: „D armer Hund, dich hat man wohl auch um Gottes willen geschoren.“
D. Im.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortl. Robert Mohr in Wien.



Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge
 sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde
 Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten,
 wende man sich an die Anzeigen-Geschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des
 Wissens“ in Berlin S 61, Blücherstraße 31. *****



Wie sehen Ihre Zähne aus?

„Eta-Masse“ löst alle gelben An-
 sätze u. Zahnstein augenblicklich
 auf u. macht vernachlässigte Zähne
 sofort schneeweiß. Gereinigte weiße
 Zähne sind es, welche dem lachen-
 den Munde jenen starken anziehen-
 den Reiz geben. „Eta-Masse“ greift
 Zahnfleisch nicht an! Von besten
 Chemikern empfohlen. Preis mit
 allem Zubehör M. 4.50 und Porto.
 (Dentisten Sonderofferte.) **Labo-
 ratorium „Eta“, Berlin W 139,
 Winterfeldtstraße 34.**



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung!
 Kein Verdeckapparat, keine Beinoperationen!

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstr.
 Apparat **heilt** nicht nur bei jüngen, sond.
 auch bei **älteren** Personen unschön
 geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeit-
 verl. noch Berufsstör. b. nachweisl. Er-
 folg. **Aerztlich im Gebrauch!**
 Der App. wird vor d. Schlafe **eigen-
 händig** angef. u. wirkt auf d. Knochen-
 substanz u. Knochenzellen, sodaß die
 Beine nach u. nach **gerade** werd. Be-
 quäm i. Felde zu benütz., da in 3 Sek.
 an- od. abgelegt werd. kann. Gewicht
 ca. 1 1/2 kg. Verlang. Sie geg. Einsendg.
 von 1 M., welche b. Bestellg. gutgeschr.
 wird, uns. -wissenschaftl.-anatom. Bro-
 schüre, die Sie überzeugt, Beinfehler
zu heilen. Wissenschaftl. orthop.
 Versand „Ossale“. **Arno Hildner,
 Chemnitz 12 A. Zschopauerstr. 2.**



Magenleiden.

Magenkrampf, Seiten-
 schmerzen, Stuhlbeschwerd.
 entstehen nur, weil im



Magen zuviel Säure ist. **Mixtur Magnesia**
 nimmt die Säure fort, dann hört jeder
 Schmerz auf, was über 15000 Dank-
 schreiben, auch 30jähr. Magenleid. be-
 zeugen. In Apotheke erhältlich, wo nicht,
 gibt Fabrik **H. Welter, Niederbreisig**
 155 Rh. an, oder kann gegen Nachnahme
 von M. 2.50 die Dose zugefandt werden.
 Betrieb steht unter Aufsicht e. prakt. Arzt.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch
 u. sicher „**Krem-Halva**“. Un-
 übertroff. geg. Sommerspro-
 ssen, Mitesser, Pickel, Rote, Rau-
 heit und alle Hautunreinig-
 keiten. Tausendfach erprobt!
 Sich. Wirkung! Preis M. 3.—

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Damenbart

und lästiger Haarwuchs
 kann einzig und allein nur durch An-
 wendung der neuen amerikanischen
 Methode, ärztlich empfohlen, radikal u.
 für immer beseitigt werden. **Deutsches
 Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene
 Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger
 Erfolg durch Selbstanwendung. Un-
 schädlichkeit wird garantiert, sonst
 Geld zurück. Preis M. 5.— gegen
 Nachnahme. Nur echt durch den allei-
 nigen Patentinhaber und Fabrikanten**

**Herm. Wagner, Köln 76,
 Blumenthalstr. 99.**

Malen u. Zeichnen

erlernt man ohne Ausgabe des Berufs, ohne Wechsel des Aufenthalts und ohne Einschränkung der sonstigen Pflichten nach unserem neuartigen, erfolgreichen und glänzend begutachteten Lehrsystem. Trotzdem persönlich ein Lehrer oder Künstler nicht in Anspruch genommen werden braucht, unterliegen die anzufertigenden Studienarbeiten, die im eigenen Heim während der freien Zeit erledigt werden können, dennoch einer ständigen Korrektur durch Künstler. Nach erfolgtem Studium bestehen gute Aussichten auf gewinnbringende Beschäftigung. Verlangen Sie kostenlos ausführlichen illustrierten Prospekt

Mal- und Zeichen-Unterricht G. m. b. H.,
Berlin W 9, Bur. Z. 149,
Linfstraße 12.



Dialith Hautrein

ges. geschützt — wirkt über Nacht. — Entfernt sofort alle Hautpickel, Blüten, Mitesser, Sommersprossen und erzeugt blendend weiße Stirn und Nase. Wirkung durch Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante junge Welt.

Flasche 3 Mark, mit Lilien-Waschmittel 4 Mark.

Rud. Hoffers,

Kosmet. Laboratorium,

Berlin-Karlshorst 75.

Über 300000 im Gebrauche Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke „Hoffera“) färbt graues oder rotes Haar echt blond, braun od. schwarz.



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. pro St. M. 3.— u. 5.—

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Fortmitdem

Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.

Grat-Brosch. senden:
Extension, G. m. b. H.,

Frankfurt a. M., Eschersheim No. 253.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Gesundheit

Ihre Erhaltung,
ihre Störungen,
ihre Wiederherstellung.

Ein Hausbuch

unter Mitwirkung von 55 hervorragenden Ärzten, Professoren und Privatdozenten des Deutschen Reiches, Osterreich-Ungarns und der Schweiz herausgegeben von

Prof. Dr. R. Kosmann und Privatdoz. Dr. Jul. Weiß.

Zweite, neu bearbeitete, von Privatdozent Dr. Julius Weiß herausgegebene Auflage. Etwa 1650 Seiten Text mit rund 280 Abbildungen, 10 bunten und 8 einfarbigen Einschalttafeln. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 70 Pf. und 10% Feuerungszuschlag. (Alle 8-14 Tage eine Lieferung.)

Probeflieferung durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau I (Anhalt)

Altteste u. größte Anstalt Norddeutschlands. Gegr. 1885.
Preisgekrönt auf der Intern. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Rückgratverkrümmungen, selbst hoffnungslose Fälle, Gelenkentzündungen, Lähmungen, Klumpfüße usw. werden bei Erwachsenen und Kindern mit bestem Erfolg behandelt.



Bei der Aufnahme.



Nach der Behandlung.

Prospekte kostenlos.



Solche Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ verbessern. Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles, — ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflussten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes I ragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht).

Einfachste Handhabung. Jll. Beschreibung umsonst. Bisher 100 000 „Zello“ versandt.

Preis M. 6.—, M. 8.40 und M. 12.— mit ärztlicher Anleitung.

Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 127. Winterfeldtstr. 34.

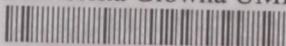


Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen**. Außerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Ärztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.

Biblioteka Główna UMK



300020176268

